MARIENBOTE



Februar 1946

Inhalt

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Associate Editors:

Fr. Ph. Funke O.M.I.; Fr. Jos. Schneider O.M.I.; Fr. George Walliser O.M.I.; Fr. James Walliser O.M.I.

Nr. 5 Februar 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

Katholisches Hilfswerk für Kriegsgefangene. Der Schriftleiter dieses Blattes ist mit canadischen Armeekaplänen zusammengekommen, die in unseren Gefangenlagern die katholischen deutschen Kriegsgefangenen zu versehen haben. Es gibt unter diesen Kriegsgefangenen viele Katholiken, nicht nur Laien, aber auch Priester und Priesterstudenten. Alle haben sie einen Wunsch: Gibt uns Gebetbücher, gibt uns katholische Bücher und Zeitungen, deutsch oder englisch. Wir brauchen Bibeln, wir möchten gerne Kreuzwegstationen für unsere Kapellen, wir möchten auch gerne Gramaphonplatten mit deutscher Kirchenmusik usw. usw.

Es wurde uns erzählt, dass die protestantischen Christen sehr viel für das geistige Wohl ihrer Glaubensgenossen in den Gefangenlagern tun. Den katholischen Kriegsgefangenen dagegen kam fast noch keine Hilfe.

Wir haben uns nun entschlossen, den canadischen Armeekaplänen, denen von der Regierung die Seelsorge der deutschen katholischen Kriegsgefangenen anvertraut wurde, in ihrer Arbeit zu helfen. Wir wollen ihnen helfen, deutsche Gebetbücher, katholische Bücher und Zeitungen deutscher und englischer Sprache (z. B. den Sunday Visitor, den die Gefangenen sehr gerne lesen) und andere rein religiöse Gegenstände, die den Kriegsgefangenen von Nutzen sein könnten, anzuschaffen.

Der Eifer, mit dem die canadischen Armeekapläne um die ihnen anvertrauten Kriegsgefangenen besorgt sind, ist hervorstehend und von den Gefangenen selbst sehr wohltuend empfunden. Unsere canadischen Militärgeistlichen leisten unter den Deutschen hinter Stacheldraht wahre Christenarbeit. Unterschied der Sprache, der Staatsangehörigkeit, der Uniform gibt es da nicht mehr und auch das Wohltuende und das Wehtuende, das überall dort bestehen muss, wo Sieger und Besiegte sich gegenüber stehen, ist zwischen Priester und Gefangenen vollständig überbrückt. Der canadische Militärgeistliche sieht in den Gefangenen nichts anderes als nur den Menschen, der seine Hilfe braucht und dessen Seelenheil er umsorgen möchte, wie Christus es tun würde, wenn Er unter den Gefangenen stände.

Was wir hier sagten, sind nicht nur Worte. Wir haben genügend Beweise, dass der canadische Militärgeistliche mit Eifer und Opfer erfüllt,

was ihm als Priester von Christus aufgetragen, und was ihm als Militärgeistlicher von der Regierung anvertraut worden ist.

Diesen canadischen Militärgeistlichen wollen wir nun in ihrer Seelsorgearbeit helfend zur Seite stehen. Zwei Dinge sind uns dazu aber absolut notwendig, erstens Authorisierung von der Regierung, und zweitens Geld.

Vollmacht von der Regierung Die canadische Regierung hat uns vor ein paar Monaten erlaubt, den Marienboten in gewisse Gefangenlager zu senden. Gebetbücher, katholische Studienbücher für kriegsgefangene Priester und Priesterstudenten, andere katholische Zeitungen sowie auch rein religiöse Gegenstände dürfen wir sammeln und dem Apostolischen Delegaten zusenden, der sie dann in die Gefangenlager weiterleitet.

Wir möchten aber noch mehr als das. Wir möchten ein paar Gefangenlager von der Regierung angewiesen bekommen, für deren katholisch-religiösen Bedürfnisse wir direkt von hier aus sorgen könnten. Deshalb möchten wir Erlaubnis haben, unsere Geschenke direkt an die canadischen Militärgeistlichen in den Gefangenenlagern zu schicken. Der Militärgeistliche übergibt alles einer von der Regierung dazu bestimmten Zensurbehörde, nach der Zensurierung aber verteilt er selbst das, was wir geschickt haben. Da der Lagergeistliche die Verhältnisse und die Wünsche seiner Gefangenen am allerbesten kennt, sollte auch er es sein, der uns jedesmal angibt, was unter den Katholiken seines Lagers notwendig ist.

Wir sind der Ansicht, dass wir in diesem Lande, wo Religionsfreiheit etwas Gesetzliches ist, diese Religionsfreiheit wohl auch in die Gefangenenlager tragen dürfen. Der Krieg ist jetzt vorbei. Auch die Söhne und die Töchter aller Canadier, die sich der Sprache des Marienboten bedienen, haben in canadischer Uniform unter den Kämpfern gestanden. Sie wussten, dass eines ihrer Kriegsziele der Kampf um die Weltfreiheit der Religion war. Unseren Leuten ist das Wort "Religionsfreiheit" etwas sehr, sehr Ernstes. Vor kurzem sagte hier ein englischer Redner ganz offen: "Das katholische Christentum des Westens hat seine Vollkraft in den deutschsprechenden canadischen Katholiken Saskatchewans." Dass diese deutschsprechenden canadischen Katholiken Saskatchewans auch voll und ganz den Krieg unterstützten, mit ihren Söhnen und Töchtern, mit ihrem Geld und aller anderen von ihnen geforderten Hilfe, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Zahlen kann man nicht fortleugnen. Unsere deutschsprechenden canadischen Katholiken haben ein äusserst feines Gefühl für das Problem Religionsfreiheit und es ist nicht leicht, sie in dieser Frage anzugreifen. Dafür ist es aber um so leichter, sie für alle Opfer zu gewinnen, die um die Freiheit der Religion gebracht werden müssen.

Der Krieg ist nun gewonnen. Jetzt möchten unsere Leute die Früchte dieses Sieges sehen wollen. Eine der hauptsächlichst erwarteten Frucht ist die Freiheit der Religion. Als canadische Bürger haben wir diese Freiheit. Als canadische Bürger meinen wir aber, dass unser Land das Wort "Religionsfreiheit" in seiner Gesetztafel und auch tief in seiner Staatsphilosophie eingetragen hat. Wir meinen, dass überall dort, wo Canada herrscht, auch volle Religionsfreiheit steht, auch in den Lagern der Kriegsgefangenen der canadischen Armee.

Jedes Gefangenenlager hier in Canada hat seinen canadischen Militärgeistlichen. Jedes Lager sollte aber auch mit deutsch-katholischen Gebetsbüchern versorgt sein. Den gefangenen deutschen Priestern und Priesterstudenten sollte man erlauben, sich theologische Bücher anzuschaffen. Allen Gefangenen sollte man gestatten, katholische Zeitungen und Zeitschriften, in deutscher und in englischer Sprache, regelmässig zugeschickt zu bekommen.

Alle diese Erlaubnisse sind da, das wissen wir. Wir wissen aber auch, dass viele dieser Erlaubnisse noch nicht verwirklicht worden sind, dass das Wünschen und das Bitten der Kriegsgefangenen sehr gross ist, weil eben die hauptsächlichsten dieser Wünsche nur von den Canadiern erfüllt werden können, die deutsch sprechen, die im Besitz von deutschen Büchern, und die mit den katholischen Zeitungen in deutscher Sprache vertraut sind.

Wir möchten hier sehr gerne helfen und wir werden die Regierung bitten, uns in diesem katholischen Hilfswerk beiseite zu stehen. Es geht uns hier nur um religiöse Hilfe für die Kriegsgefangenen. Was wir tun und unternehmen, steht jederzeit aller militärischen Zensur offen. Wir wollen aber helfen. Und dieses Helfen ist uns nicht nur ein christliches Liebeswerk, wir betrachten es als unsere Pflicht, das zu tun.

Geld. Wenn wir den Kriegsgefangenen helfen wollen, dann brauchen wir Geld. Zeitungen, die wir bestellen, Bücher, die wir anschaffen, der Kreuzweg, den man in der Kapelle eines unserer Gefangenenlager gerne haben möchte, alles das will bezahlt sein. Der Schriftleiter dieses Blattes hat sich deshalb entschlossen, durch den Marienboten unsere Katholiken um Geldgaben zu bitten, mit dem er den canadischen Militärgeistlichen helfen könnte, die katholischen Kriegsgefangenen mit Religionsschriften und anderen Religionsartikeln zu versehen. Jede noch so kleine Gabe sende man an den Schriftleiter. Fünfzig Dollar sind uns zu diesem Zwecke bereits übergeben worden. Da wir noch nicht wissen, ob der Geber es wünscht, seinen Namen veröffentlicht zu haben, werden wir heute noch

nicht nennen, wer diese fünfzig Dollar gegeben hat.

Wir brauchen wirklich ein paar hundert Dollar. Der Schriftleiter hat keine Furcht, dass er dieses Geld nicht zusammenbekäme. Unsere Katholiken haben offene Hände, wenn es um ein so wichtiges Liebeswerk geht, wie das unsrige. Der deutsche katholische Kriegsgefangene soll wirklich nicht unter dem Eindruck stehen, dass die Katholiken Canadas ihn vergessen haben. Wir wollen ihm helfen, seinen Gott zu suchen, zu finden und zu halten. Wir wissen, dass Christus heute des deutschen Kriegsgefangenen einziger Trost sein kann. Ausser Christus gibt es für ihn gegenwärtig kaum wohl einen anderen Trost, höchstens, dass sie das Stücklein Christenliebe warm empfinden, das wir ihnen geben möchten und das wir ihnen hier in Canada geben können, da Canada ja immer noch jeder Christenliebe gesetzliche Freiheit lässt.

Der Schriftleiter wartet jetzt auf Hilfe von seiten seiner Leser.

Deutsche Schrift für den Marienboten. Fast alle unsere Leser haben zwei Bitten an uns: Sie möchten einen vergrößerten Marienboten haben wollen, sie möchten gerne die deutsche Schrift. Wir haben uns entschlossen, diese zwei Bitten zu erfüllen. Unsere Leser müssen uns aber helfen. Bevor wir den Marienboten in deutscher Schrift veröffentlichen können, müssen wir uns diese Schrift kaufen. Und das kostet Geld.

Es wäre schon möglich, dieses Geld zu bekommen — wenn alle unsere Leser uns helfen wollten. Die Hilfe, die wir erwarten, besteht einfach darin, daß wir unsere Leser bitten, während der nächsten Wochen so viel als nur möglich um neue Leser zu werben.

Um unseren Lesern das zu erleichtern, werden wir ihnen in Kürze einen Brief zuschicken, in dem ganz genau erklärt ist, wie diese Leser zu werben sind.

Wenn der Brief kommt, dann laßt uns an die Arbeit gehen. Jeder Brief wird in der Presse zurückerwartet. Wenn alle Briefe mit guter Antwort zurückkommen, dann werden wir sehr bald einen Marienboten, in schöner, großer, deutscher Schrift gedruckt, in unseren Händen haben. Heute machen wir hier einen kleinen Anfang mit der deutschen Schrift. Die neue Schrift soll größer und klarer werden als diese hier. Wenn wir diese Schrift haben, dann werden wir den Boten auch vergrößern.

Arbeiten wir also während der nächsten Wochen zusammen. Die Frucht wird uns freuen.

Der Schriftleiter.



Immaculata

S. M. Ludmilla C.C.V.I.

Freude des Himmels, Zierde der Erde,
Mutter und Jungfrau im Lilienschein;
Zu deinen Füssen sieh deine Kinder,
Segne sie heute, die sich dir weih'n.

Neige dein Antlitz, hör' unser Flehen,
Krieg und Verheerung auf Meer und auf [Land,
Liebevoll leite hilflose Seelen,
Zu deinem Sohne an Mutterhand.

Einzig Erkorne, Immaculata,
Engel und Menschen, sie singen dir,
Hymnen der Andacht, des Dankes, der Treue
Heute, wie immer, du findest uns hier.

Priester und Laien, Grosse und Kleine,
Alle vereint um deinen Altar,
Mächtige Jungfrau, zeige dich Mutter,
Rette uns wieder aus jeder Gefahr;

Bis wir im Jenseits einmal dich sehen,
Selig verklärt und nahe dem Thron
Unseres Heilands, Erlösers und Richters;
Deines geliebten und göttlichen Sohns.

Canadas neuer Kardinal



Kardinal McGuigan

Eine grosse Ehre wurde dem Katholizismus Canadas zuteil, als der Hl. Vater am Sonntag vor Weihnachten die Ernennung des Erzbischofs McGuigan von Toronto zum Kardinal bekanntgab.

Kardinal McGuigan erhielt 1918 die hl. Priesterweihe. Ein paar Jahre später wurde er Sekretär des Erzbischofs O'Leary, und nicht lange darauf Kanzler der Erzdiözese Edmonton. Als der Hl. Vater ihn später zum Erzbischof von Regina ernannte, war Kardinal McGuigan mit 36 Jahren der jüngste römisch - katholische Erzbischof der Welt.

Nach fünfjähriger Amtszeit in Regina übernahm Kardinal McGuigan die Erzdiözese Toronto.

Mit der Erhebung des Erzbischofs McGuigan zur Kardinalswürde wurde der ganze Katholizismus des Landes geehrt. Canadas Weltstellung und Canadas Katholizismus haben ganz besonders während der letzten Jahre an Bedeutung zugenommen. Dieser Tatsache ist es zuzuschreiben, dass der Heilige Stuhl neben Kardinal Villeneuve O.M.I. noch einen zweiten Vertreter des Landes und des Katholizismus Canadas ins Kardinalskolleg der Weltkirche aufnahm.

Wie in allen anderen Ländern, die mehr als nur einen Kardinal haben, so sind auch die zwei Kardinäle Canadas, Kardinal Villeneuve O.M.I. und Kardinal McGuigan, Vertreter des Gesamtkatholizismus unseres Landes. Kardinal Villeneuve O.M.I. ist nicht Kardinal der französischen, und Kardinal McGuigan nicht Kardinal der englisch sprechenden Katholiken Canadas. Der Katholizismus unseres Landes, ob sich nun die Katholiken der französischen Sprache bedienen, oder ob sie englisch oder polnisch oder deutsch spre-



Kardinal Villeneuve O.M.I.

chen, ist dem Geiste und der Verwaltung nach eine Einheit. Diese Einheit findet im Landesprimas ihren Ausdruck. Primas ist ein vom Hl. Vater ernannter Erzbischof oder Kardinalerzbischof, der vor allen anderen Erzbischöfen und Kardinalerzbischöfen gewisse Ehrenvorrechte hat. Wie der Papst das Oberhaupt einer allgemeinen Weltkirche ist, ohne Rücksicht auf Sprachen oder Rassen, so ist der Primas gewissermassen das Ehrenoberhaupt aller Katholiken, seien es nun Laien oder Priester, Bischöfe, Erzbischöfe oder Kardinalerzbischöfe, seines Landes. Seine Stellung drückt innerhalb der Nation, in der er als Primas sein Amt innehält, die Einheit der katholischen Kirche aus. Kirchenpolitisch sind somit alle Katholiken Canadas nichts anderes als nur Canadier und alle Canadier, ganz gleich welcher Abstammung sie sind, gehören nur zu einem Landeskatholizismus, und das ist der canadische Katholizismus.

Wie in jedem anderen Lande, so besteht auch im canadischen Katholizismus grundsätzlich Einheit bezüglich der Landestreue, der Bürgerpflichten und der Bürgerrechte. Der erste Grundsatz dieser Einheit lautet: Als Mensch, der in Canada geboren oder der sich die Bürgerrechte Canadas auf andere Art und Weise erworben hat, bist du Canada vor allen anderen Ländern verpflichtet. Du bist Canadier, nicht Franzose, weil du französisch sprichst, oder Engländer, weil du dich der englischen Sprache bedienst, oder Deutscher, weil deine Muttersprache deutsch ist. Und als Canadier

(Fortsetzung auf Seite 22)

Das Gespraech des alten Wendland mit dem Teufel

Eine ganz alte Geschichte

von Marie Diers



Von all den Leuten, die damals das Dorf Brakeberg bevölkerten, als sich die Sache ihres alten Pastors mit dem Teufel zutrug, ist mir heute keiner mehr von Angesicht bekannt. Ihre Gräber um die alte Kirche herum sind eingesunken, die Kreuze schief oder ganz verschwunden, drei Geschlechter gingen seitdem über die Erde. Aber die Geschichte hat sich unverändert erhalten auf Enkel und Urenkel, und es gab nicht einen, der sie nicht für wahr genommen hätte. Damals, als man diese Geschichte noch fest und wörtlich, ohne Zusatz und ohne Abzug glaubte, war die gute Zeit für Land und Leute. Als dann der hochdeutsche Teufel, der Feine, über die Lande ging und seinen fruchtbarsten Samen, den gebildeten Zweifel, auswarf, da war's mit dem Besten vorbei, und eine alte Kultur ging vor die Hunde. Jetzt flattert dies Geschichtlein nur noch wie ein unruhiges Lichtlein um die Ofenbänke, wo die Alten sitzen, oder tanzt nächtens über die Gräber.

Der evangelische Pastor Johann Wendland, der vor etwa hundert Jahren in Brakeberg amtierte, hatte vier Töchter, von denen war eine immer schöner als die andere, und die jüngste nun gar eine Lichtgestalt und Augenweide für Gott und Menschen und von Eltern, Geschwistern und dem ganzen Dorf gehätschelt und geliebt. Die Schönheit und die feinen, stolzen Gestalten hatten diese vier Mädchen von ihrer Mutter, und der Vater sagte sogar oft, dass keine von ihnen so schön geworden sei, wie sie gewesen war, ja, er bestand auf seiner Ansicht, dass sie es auch heute noch sei und allen Jugendglanz und alle Jugendglätte bei weitem überstrahle. Zwar hatten da die jungen Männer der Umgegend eine andere Meinung, aber sie liessen ihn reden und lächelten nur in den Augenwinkeln.

Im Pfarrhaus war es wie ein ewiger Pfingsttag. Immer traf man auf Lachen, Singen, Zwitschern und fröhliches Schaffen, dass man schier das Glück mit Händen greifen konnte. Die Leute im Dorf sagten, sie hätten den besten Pastor im ganzen Land, und so war es auch, denn er konnte das Glück gut vertragen, es machte ihm das Herz weich und voll, und da er auch mit äusseren Gütern gesegnet war, konnte er in Notfällen freigebig sein nach Herzenslust. Niemand ging leer und betrübt von seiner Tür, und selbst das Sterben wurde leicht, weil der Pastor die irdischen Sorgen auf sich nahm und für das Künftige einen Platz im Himmel bestellte.

Nun gab es freilich schon damals in Brakeberg Leute, die in den allgemeinen Lobgesang auf den Pastor und sein Haus nicht einstimmten, sondern einen gelben, giftigen Neid auf soviel Glanz und Glück in sich trugen und versuchten, auch andere damit anzustecken. Da war vor allen der Sohn des Erbschulzen Timm, der rote Haare und Sommersprossen hatte, ein gescheiter Junge, aber von klein auf tückisch wie eine Ratte. Der Pastor, der trotz seiner Freundlichkeit eine gesegnete Faust hatte, wenn es ans Hiebeverteilen ging, hatte ihn einmal beim Birnenstehlen erwischt und so weidlich verprügelt, dass der Timm, der als einziger Sohn und Erster in der Schule selten einen Schlag bekam, diese Prügel noch nach fünfzehn Jahren fühlte und die Quittung dafür vorwies.

Indessen haben so ein Neidling und seine Nachläufer wenig zu bedeuten, solange die Sonne scheint und die Vögel singen.

Rasch hintereinander fielen dann vier Schatten auf Johann Wendlands hellen Weg. Das war, als sich alle seine vier Töchter Schlag auf Schlag verlobten und verheirateten. Er wollte sie nicht weglassen und gebärdete sich zeitweilig närrisch und gewalttätig. Dass er seine gute Miene auch beiseite legen und dann ein murrender Löwe werden konnte, dem man lieber weit aus dem Wege ging, erfuhren die jungen Schwiegersöhne reichlich, doch half dabei die Pastorfrau, die sich ihrer Macht über den Löwen noch nicht begeben hatte, das Ungute wegräumen und wieder helle Zeit schaffen. Ein bisschen half auch noch dabei, dass sich seine Jüngste, die kleine Zauberfee, nicht sehr weitab in die nächste Stadt an den dortigen Stadtarzt verheiratete.

Wie merkwürdig sah ihn dieser Kummer aus seinen Glückstagen später an, als Gott dann kam und ihm seinen blühenden Garten zerschlug. —

Er hatte am Sonntag noch gepredigt von der Güte des Herrn über den reifenden Feldern. Hell und blau schauten aller Augen zu ihm auf, und der Gesang klang klar und kräftig,

weil ein jedes mitsang, wie er sie gelehrt hatte, zu tun. Als er in sein Haus zurückkam, die Seele noch voll Klang und Lust, kam ihm sein Weib entgegen, still, aufrecht, aber mit einem Blick, darinnen ein dunkler Abgrund war. Sie fasste nach seinen Händen, um ihn zu stützen, als sie ihm sagte, es sei eben Botschaft gekommen aus Rostock, und ihre liebe Aelteste sei im Wochenbett mitsamt ihrem Kindchen gestorben.

Johann Wendland war des Schmerzes ungewohnt. Er brüllte auf, er warf das heilige Buch von sich, als ob es ihn brenne, fasste den Kopf mit beiden Händen und lief herum wie ein Tier im Käfig. Er wollte nicht — nein, er wollte nicht, dass Gott ihn, den Glücklichen, hart anfasse.

Danach verging nur eine einzige Woche, und am nächsten Sonntag standen die Augen nicht mehr hell und blau zu ihm emporgerichtet, sondern der Widerschein schwer und schwarz verhangenen Himmels war in ihnen. Es war von westwärts her eine Seuche übers Land gekommen, gegen die rangen die Aerzte wie Kinderhände gegen eine schwere, plumpe Strassenwalze, und die Seuche ging auf Mensch und Vieh. In vier Häusern lagen schon Tote, als solle es für die schöne Pastortochter ein grosses Leichengefolge geben.

Da redete Johann Wendland nicht von der Güte des Herrn über den Feldern, trotzdem sie heute noch mehr leuchteten im Sommerglanz als am vorigen Sonntag, sondern die Kraft war fast von ihm gewichen, dass er stammelte: "Gott, warum willst du uns verlassen?" und die Leute bänger nach Hause gingen, als sie gekommen waren.

Am dritten Sonntag aber fehlte er ganz. Da war er kein Prediger Gottes mehr, kein Verkünder und kein Zeuge seiner Herrlichkeit; die Kanzel drohte leer herab auf das erschrockene Volk, und vor dem Totenbette seines Weibes lag er, in Trümmern, kein Mann mehr, sondern ein Wurm. Und weil sie sich die Seuche geholt hatte in ihrem Eilen und Helfen und den Sterbenden Beistehen von Haus zu Haus, ballte sich in ihm ein wilder, wüster Groll gegen seine Gemeinde, die ihm sein Weib getötet hatte.

Die Leute haben es erzählt, wie er am Grabe stand, hager und schier unkenntlich geworden in drei Tagen, wilden Haares und ein unseliges Flackern in den Augen. Wie er beten wollte, setzte er an und wieder an und brachte nichts heraus, so dass sie glaubten, der Sarg werde ohne sein Wort niedergehen müssen in die Tiefe. Aber plötzlich blickte er empor zum strahlendblauen Himmel, reckte die Fäuste aus dem Talar, dass die weiten Aermel zurückfielen, und ein brüllender Schrei kam aus seinem Munde: "Gott!! Gib sie mir wieder—!" Dann fiel er vor dem offenen Grabe um.

Nun aber fuhr ein Zorn zwischen die Leute, und sie wollten ihren Pastor wieder in Reih und Glied haben wie zuvor, denn in allen Häusern lagen Leichen, und die Seuche liess durchaus noch nicht nach. Auch der alte Schulze war tot, aber seinem Sohn, dem rothaarigen Timm, der jetzt Schulze war, schien nichts anzukommen, auch seinem jungen Weibe nicht, seinen kleinen Kindern und seinem Vieh. Das war alles wohl, rund und unversehrt. Der Timm rühmte sich sogar dessen am Wirtshaustisch, schwenkte das volle Glas und rief mit spottendem Gelächter, sie sollten nur alle fleissig beten und zur Kirche laufen und sich die Krankheit in den Kleidern mitnehmen; man sähe ja am Pastor, wie der liebe Gott hülfe. Jetzt heule er, weil er selber

---

Bitte!

Hochwürden! Ehrwürdige Schwester!

In den Kriegsgefangenenlagern sind deutsche Priester und Priesterstudenten. Sie bitten um folgende Bücher:

1) **Katholische Dogmatik**
2) **Katholische Moral Theologie**
3) **Exegesis des Neuen und des Alten Testamentes**
4) **Kirchengeschichte**
5) **Das Neue Testament** (Parsch oder Rösch)
6) **Pastoral Theologie**
7) **Katechetik**
8) **Deutsch-lateinische Missale**

Auch eine Monstranz wird gewünscht, damit regelmässig Segensandacht gehalten werden kann. In einem Lager zählt die katholische Gemeinde 3500 Seelen. Diese Seelen wollen versorgt sein. Sie brauchen deutsche Gebetbücher.

Können Sie uns eins oder das andere der gewünschten Bücher senden? Wir sammeln auch Geld, um die geforderten Gebetbücher und katholische Zeitschriften anzuschaffen.

Gaben sende man an den Schriftleiter.

---

die Prügel bekomme, die er anderen sonst gäbe, und sein lieber Gott habe sich versteckt. Hier, hier der Schnaps, das sei ein besserer Helfer und Heiland! Der Mann, der zum Schnaps bete, sei mitsamt seinem Hause gegen die Seuche gefeit.

Da liefen die Leute in vollem Entsetzen vor des Pastors Haus, schlugen zur Nachtzeit mit Stöcken gegen die Tür und verlangten, dass er herauskäme und ihnen hülfe. Dann stand er plötzlich zwischen ihnen und ging bei unsicherem Mondlicht in windgepeitschter Nacht ihnen voran zur Kirche, schloss sie auf und trat herein. Ueber die Menge fiel die Angst, sie wollten nicht mit in die halbdunkle Kirche und blieben verzagt draussen stehen. Da plötzlich schütterten über ihnen Glockenschläge durch die Luft. Der Alte war in den Glockenturm gestiegen und schwang die Seile. Schwer und drohend wie Feuerlärm dröhnten die Glokken übers Dach. Da vermochten sie nicht mehr draussen zu stehen, sondern drangen ein, setzten sich aber nicht auf ihre Plätze, sondern scharten sich um den Altar, auf den ein schattenhafter, zuweilen durch Wolken verwischter Streif des Mondlichts fiel.

Der alte Wendland stand aufgerichtet zwischen ihnen und betete in lauten, mächtigen Stössen. Die Schwäche hatte ihn verlassen und einer wilden Kraft Platz gemacht. Aber den Lauschenden erstarrte das Blut. Es war ein Beten, wie es noch keiner vernommen hatte, dessen Fuss diesen Boden trat. Es war ein Beten, wie sie selber zu ihm gebetet hatten vorhin, als sie mit Stöcken an seine Haustür schlugen: ein ungestümes, ungeheuerliches Fordern und Trotzen. So schlug er mit Stökken an Gottes Tor, dass er komme und sich seinen Kindern zeige, und dass er sich verantworte, weil er die ins Elend stosse, die ihm gedient hatten ihr Leben lang, und die mit Gedeihen und Wohlfahrt kröne, die ihn lästerten und seine Treuen höhnten. Denn was jetzt walte im Lande und hier in den Häusern, das sei nicht Gottes, sondern das sei des Teufels Regiment. Und sie wollten wissen, ob er dies Regiment zerbrechen könne. Wenn ja, dann solle er ein Zeichen geben, dass das Sterben stillstehe, und er solle die Sonne aufgehen lassen mitten in der Nacht. Wenn er aber nichts vermöge und nichts könne gegen den Widersacher und die Herrschaft an ihn verloren habe, dann möge er nur schweigen und die Finsternis stehen lassen über dem Lande.

Danach verstummte er, und eine atemlose Stille lag über der in wilder Furcht auf den Steinfliesen hingeworfenen Menge. Das Mondlicht war von einer Wolke verschlungen. Wie ein schwarzer, regloser Block stand des Geistlichen lange, dunkle Gestalt im Altarraum.

Das Schweigen dauerte an. —

Da taumelte aus der Menge ein Mann empor, ein dürrer Bauer von der Heidecke, dem zwei Kindersärge im Haus standen. Der warf die beiden Arme empor und schrie mit heisrer Stimme in das Todesschweigen hinein: "Jetzt weiten wi Bescheid! Gott is dot, un de Düwel regiert die Welt —"

Da stürzte mit wirrem Schreien alles in die Nacht hinaus.

Noch nicht vier Stunden später, als eben der erste Frühschein über den Feldern lag, fuhr ein rascher Wagen ins Dorf. Es war der Doktorwagen aus der Stadt, der Wagen jenes Arztes, der die jüngste Pastortochter geheiratet hatte. Aber es war kein Doktor darin, denn der lag selber schon, ein Opfer seines Berufs, unter der kühlen Erde, und seine junge Witwe, die Schönste aller Schönen, flüchtete mit ihrem kleinen kranken Kinde, nicht an einen Rettungsort, denn den gab es nicht mehr, aber an das Herz des Vaters, dass er hülfe und das Kindchen vor dem Würgeengel schütze.

Wie sie zu ihm kam und ihm den Kleinen, der ihre lieben blonden Haare, ihre süssen Augen und sogar ihren kleinen Küssemund hatte, in den Arm legte und ihn so herzbeweglich bat: "Vater, hilf du uns doch, wenn's niemand mehr kann—," da sprang es dem Alten rot vor die Augen, und die Zähne knirschten ihm im Munde. "Es wird noch eine Hilfe geben, Tochter —" sagte er, gab ihr das Kind zurück und ging hinaus. Sie aber sah ihm bange nach, denn er kam ihr seltsam vor, seine Stimme fremd und sein Blick, und einen Augenblick rührte es sie kalt an, als sei das eben gar nicht ihr Vater gewesen, zu dem sie gesprochen hatte. Sie sah ihn den ganzen Tag nicht mehr bis zur folgenden Nacht, und keiner im Dorf sah ihn. Ihr Kindchen rang

---

Drei Worte nenn' ich, inhaltsschwer,
Sie gehn von Mund zu Munde.
Doch stammen sie nicht von aussen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht an die drei Worte glaubt:

—Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.....
—Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.....
—Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

Schiller.

"Die Liebe des Menschen soll sich ausser Gott, dem Nächsten und seiner Seele in der rechten Ordnung auch seinem zur Seeligkeit mitbestimmten Leib zuwenden. Verstumpft und versumpft der Körper, so erlahmt auch die Geistes- und Willenskraft, so sinkt der Mensch hinab zum Sklaventum grobsinnlicher Triebe. Mit Recht fordert man in einer Zeit, die in Millionenstädten und Kohlenrevieren, in Büreaus und Fabriken immer minderwertiger werdende Leidenschaften erzeugt, "Gesundheit, Mass, Blüte" nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele." Langbehn.

schwer mit der Krankheit in ihrem Schoss.

Wo er an diesem Tag bis zur einbrechenden Nacht gewesen ist, weiss kein Mensch, vielleicht weiss er es selber nicht. Etwa dass ihn der, mit dem er in Verhandlung treten wollte, mit seinem roten Mantel zudeckte vor der Menschen Augen. Denn der alte Wendland war noch nicht bereit für das Unterfangen, zu dem er sich entschlossen hatte, und zu dieser Vorbereitung brauchte er eine abgrundtiefe Stille und Abgesondertheit.

In der elften Stunde der Nacht darauf war er dann auf dem Wege in den Ottstetter Wald, wo der Aberglaube die Gehängten des ganzen Landes in jeder Freitagnacht ihre Sitzung abhalten und Beschlüsse fassen lässt. Aber es war keine Freitagnacht, und mit dem Aberglauben durften die Brakeberger dem alten Wendland schon lange nicht mehr kommen.

Heute war kein Mondschein. Nur ein matter Schein lag über den Feldern und der schwarzen Waldwand, die sich entgegentürmte. Sein Schritt war fest und sein Herz still wie ein Stein.

Zwanzig Schritt hinter dem Waldesrand hörte jedes Licht auf. Er stolperte ein paarmal über Wurzeln, lief gegen einen Baum; schon befürchtete er, den Weg nicht zu finden. Indessen ein unbeirrbares Gefühl leitete ihn, und er kam, gerade als es vom fernen Dorf her elf schlug, an dem Kreuzweg an.

Wie er sich eben noch besann, ob er etwa laut rufen sollte, stand schon ein Mann vor ihm. Aber der sah vollkommen anders aus, als er geglaubt hatte. Nicht eine Spur von etwas Besonderem war an ihm. Kein feuerroter Mantel, kein spitzer Hut, und da er ihm, dem Wendland, noch einen Schritt höflicher entgegentrat, sah der auch ganz genau, dass er nicht einmal hinkte. Das alles wunderte ihn schon, aber noch viel mehr, dass der Mann so aussah wie ein Brakeberger Bauer, wenn's Sonntag ist. Nicht schlechter, aber auch nicht besser. Denn nun hatte doch der Pastor gemeint, er werde sich ihm als feiner Herr zeigen.

Aber dann plötzlich, trotz allem Vorangegangenen, fasste ihn doch ein Grauen, das ihm wie ein kalter Guss über den Rücken lief, und das war wegen zweierlei: erstens, dass er, während es doch so finster war, dass man die Hand vor Augen nicht sehen konnte, diesen Mann Zug für Zug sah, und zweitens, dass es überhaupt bloss der rote Timm, der Schulze von Brakeberg, war.

Indessen liess sich der alte Wendland trotz des Schreckens nicht irremachen und fragte ihn: "Bist du's?"

"Ja," sagte der Mann. "Ich bin's schon."

"Weisst du denn, was ich will?" fragte der alte Wendland.

"So ziemlich wohl," sagte der rothaarige Timm, und es war das einzige, dass er ein ganz einwandfreies Hochdeutsch sprach, sonst hatte er durchaus die heisere, schmierige Stimme, die der Timm seit seiner Mannbarkeit besass.

"Es handelt sich," sagte der alte Wendland geschäftsmässig, "um meinen Enkel und um das Dorf. Und schliesslich, da wir hier doch einmal davon reden, um das ganze Land. Ich kann schon was für meinen Preis verlangen, glaube ich."

"Was für einen Preis?" fragte der andere.

"Das weisst du nicht?" sagte Johann Wendland, und er wurde plötzlich mächtig misstrauisch. "Ich glaube, du bist doch bloss der Timm und weiter nichts und hast mich hier zum Possen, und ich steh' hier und verliere meine Zeit an solchen Kloss wie dich."

"Dein Glaube tut nichts zur Sache," sagte der Teufel. "Ich bin darin nicht pedantisch wie der alte Herr. Ich kann mir übrigens deinen sogenannten Preis, den du so hoch einschätzest, denken. Das ist der von alters her übliche, mit dem ihr Laien denkt, alles zu schaffen."

"Ist der dir etwa nicht genug, du Quacksalber?" schnob der alte Wendland.

"Ich wundere mich, dass Eure Hochehrwürden unsre neuen Bedingungen noch nicht eingesehen haben," lächelte der Teufel. "Mit der verkauften Seligkeit machten wir in den letzten Jahrzehnten doch zu schlechte Geschäfte. Wir wurden überlaufen. Dafür will jeder Advokat heutzutage unsre Hilfe beanspruchen. Auch die Bedingungen, die seinerzeit dem seligen Doktor Faust gestellt wurden, waren doch gar zu liberal, eine reine Kinderei. Eure Hochehrwürden werden verstehen, wenn wir, mit der Zeit mitgehend, in unsern Bedingungen eine kleine Steigerung eintreten lassen. Darf ich das eine Exemplar zur Einsichtnahme überreichen?"

Er hielt dem alten Wendland ein Blatt hin, auf dem sich jedes Wort so klar und leserlich abhob, als habe der Pastor seine grossgedruckte Agende vor sich und seine schärfste Brille auf.

"Ich entsage dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist und allem seinem Wesen und allen seinen Werken, in welcher Form es auch sei, mich

ihm zu nahen in Dank, Anruf, freiem oder gebundenem Gebet und auch im sogenannten Stossseufzer.

"Ich entsage meiner Seelen Seligkeit in diesem und im künftigen Leben.

"Ich entsage in Worten, Werken, Gedanken und Gefühlen allem, was mir bisher unter den Namen: gut, gütig, wahr, selbstlos, heldenhaft, treu, ehrlich, zuverlässig und edel bekannt war.

"Ich bekenne mich zur völligen Hingabe an die Eigenschaften, Gefühle und Handlungen, die benannt sind: Hinterlist, Feigheit, Lüge, Grausamkeit, Eitelkeit, Falschheit, Untreue, Gotteslästerung.

"Ich pflanze und stärke das Böse in mir, meinen Mitmenschen und allen Dingen und Verhältnissen, zu denen ich in Beziehung trete.

"Ich hasse und verfolge und verspotte das Gute, Edle und Grosse in mir, meinen Mitmenschen und allen Dingen und Verhältnissen, zu denen ich in Beziehung trete.

"Dies bestätige und verwahre ich zu Händen des Fürsten der Finsternisse. Gegeben am Kreuzweg in der zwölften Stunde, in der zwölften Julinacht."

Der alte Wendland las alles, langsam, Wort für Wort. Da er bei dem Satze von der Seelen Seligkeit war, lag sein Herz noch steinstill ihm im Busen. Da er weiter kam, fing es an zu zucken und zu rucken, immer mehr und mehr, und als er am Ende war, brannte es ihm unter der Haut, dass ihm war, sein Hemde darüber bis durch zum Rocke müsse ansengen.

"Hm," sagte er, "ja — na ja."

Und plötzlich fuhr es heraus aus ihm, als wenn ein Feuerwisch über ihn dahin führe, und der Schein tanzte an den dunklen Bäumen hoch, und alles lebte, alles sauste, alles klang um ihn her, als wenn Fanfaren geblasen würden von rechts und links und überall.

"Wat, du entfamigter Bengel!" brach er los. "So also süht de Düwel hüttodage ut? De is jo noch dusendmol leger, as wi dat bis to diss Stund glöwt hebben! Wat is da förn Wisch, wat is dat förn Hoppel Poppel, wat du mi da vörsmeten hast! Hür to, Düwel, enfamigter: Meiner Seele Seligkeit, die wollte ich dir geben. Das hab' ich abgemacht mit mir in tiefstem Abgrund, wo ein armer Mensch drin sitzen kann. Da, nimm sie hin! Es ist für mein Kind und das Dorf und das Land. Ich bin bloss einer, und da sind Tausend. Und der da oben, der wird mich doch verstehen. Ja, Satanas, ja, das wär' kein schlecht Geschäft für dich. Aber dies? Dag för Dag, Stunn' för Stunn', en slichten Kerl sall ick warn — Düwel — durch den Schmutz soll ich meine weissen Haare ziehen — das bietst du mir an, Hundsfott du — da söch di 'n annern ut — da hest mien Unterschrift—"

Er zerknüllte das Papier, hoch hob er es in der Hand. Der da drüben duckte den roten Kopf. Und wie ein Siegesschrei tönte es aus des Alten Munde: "Leben wir, so leben wir dem Herrn! Sterben wir, so sterben wir dem Herrn!"

Hatte er das Papier dem in die Fratze geschleudert? Es war fort aus seiner Hand. Der andre war auch fort. Dunkel und stumm standen die Bäume um ihn. Es war so finster, dass es ihm plötzlich unklar war, ob er überhaupt auf dem Kreuzweg stand. Dreimal stürzte er hin, ehe er aus dem Walde kam. Wie er sich betastete, wunderte er sich, wie er sich derart habe seine Kleidungsstücke auf der linken Seite zerreissen können, da er doch nicht in Dornen gefallen war.

Im Hause kam ihm seine Tochter entgegen. "Vater, wo warst du so lange? Unser Kind wird genesen." Da reckte er die Hände über sie und rief laut mit wunderbar klingender Stimme: "Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn —"

Die Tochter aber schrie vor Schrecken auf, denn seine ganze linke Seite von Haar und Bart bis zu den Stiefeln herab war wie von Feuer versengt und hing in Fetzen.

Am andern Morgen schickte er nach dem Schulzen, dass er käme. Aber die Antwort kam zurück, der sei gestorben, gestern abend beim elften Schlag der Turmuhr.

Damit war die Seuche im Dorf erloschen, und auch im ganzen Lande hörte sie auf wie ein ausgetretenes Feuer. Der alte Wendland aber liess in jeder zwölften Julinacht von elf bis zwölf die Glocken läuten und hielt einen nächtlichen Gottesdienst, zu dem das Kirchlein fast die Menge der Gemeindekinder nicht fasste.

Sein Brandmal behielt er bis in seine Todesstunde. Als seine Tochter ihn zu seiner letzten Fahrt rüstete, da sanken ihr die Hände herunter, und ein Erschauern ging durch ihr Gebein, denn das Brandmal war verschwunden.

Diese Dinge geschahen auf Erden, als die Menschen noch an Gott und an den Teufel glaubten.

"Dass die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeister einig. Dass aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtummeln und, wie jene, nicht wissen woher sie kommen und wohin sie gehen, ebensowenig nach waren Zwecken handeln, ebenso durch Biskuit und Kuchen und Birkenstock regiert werden: Das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit den Händen greifen."

Goethe.

Im Land des schwarzen Bären

P. Jos. Schneider O. M. I.

"Land des schwarzen Bären" nennt P. Morice O.M.I. († 1938) den nördlichen Gebietteil des heutigen British Columbien. Es umfasst das herrliche Gebirgs- und Waldgebiet, das zu beiden Seiten der Prince Georg — Prince Rupert Eisenbahn in wilder Schönheit sich breitet. P. Morice hat diesem Land die Blüte seiner Mannesjahre geweiht und war damit vertraut wie mit seiner zweiten Heimat. Der heiligmässige Bischof Grandin O.-M.I., der in St. Albert bei Edmonton den Schlaf des Friedens schläft, hatte ihn durch seine Missionsvorträge in Frankreich für den canadischen Westen gewonnen. 1880 landete er als junger Kleriker in New York und nahm von dort die Bahn nach San Francisco, um mit dem Schiff nach New Westminster (heute Vorstadt von Vancouver) weiter zu reisen. Bischof d'Herbomez O.M.I., dem man ihn unterstellt hatte, hatte im Jahre 1849 noch um ganz Süd-Amerika herumfahren müssen.

Bald nach seiner Priesterweihe durfte P. Morice seine Missionsarbeit im Norden beginnen. Von 1882-1904 ist er kreuz und quer in jenen Gebieten herumgewandert, zu Pferde und mit dem Boot, auf Schneeschuhen und im Hundeschlitten. Das neue Arbeitsfeld nahm mehr und mehr seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Mit Höhen- und Tiefenmessern ausgerüstet, erforschte er in echt wissenschaftlicher Weise seine Flüsse und Seen und Bergeshöhen, benannte sie auch vielfach nach führenden Männern seines Ordens: Mt. Mazenod, Lake Sonllier, Augier, Rey und Dontenwill.

Schon in früher Jugend hatte er sich als Zeitungsmann und Drucker betätigt. Hatte auch als Student im Oblatenseminar in Autun auffälligen Eifer in Erforschung der altrömischen Bauten und Stadtruinen bewiesen. Das alles kam ihm jetzt gut zustatten. Als unermüdlicher Forscher untersuchte er die Sprachen der Indianerstämme und verewigte sie in mächtigen Bänden. Als eifriger Sammler trug er ihre Vorgeschichte zusammen und berichtete der Nachwelt über die religiösen Begriffe, Sitten und Gebräuche der roten Kinder des Urwaldes. Die Bücher, die er darüber zusammengestellt hat, sind die besten ihrer Art; sie haben ihm zahlreiche Ehrungen wissenschaftlicher Verbände eingetragen. Das erste seiner Werke trug den Titel: "Im Land des schwarzen Bären".

Der schwarze Bär war in jenen Zeiten wirklich das Wahrzeichen jener Gegend. Sehr zahlreich wie er war und nicht schwer zu jagen, lieferte er den Eingeborenen alles zum Leben Notwendige. Es gibt natürlich neben ihm noch viel anderes Getier. Mehr gefürchtet als beliebt ist der "grizzly bear" (der braune Bär). Er ist eine wahre Bestie. Sieben Fuss und 4 Zoll wird er lang und zeigt sich im Kampf um Leben und Tod als fürchterlicher Gegner. Eine einzelne Kugel ins Herz oder Hirn macht ihm nichts aus. Es ist gerade genug um ihn zu reizen oder richtig bös zu machen. Um ihn zu töten, nimmt es 7 oder 8 Volltreffer. So oft er verwundet wird, wirft er sich mit schrecklichem Geheul seinem Angreifer entgegen. Gelingt es ihm, ihn zu packen, begräbt er seine mächtigen Tatzen im Leibe seines Opfers, zerreisst und zerfleischt ihn mit seinen Raubtierzähnen, zerkaut ihm voll Mordlust die Glieder, so dass vom stolzen Jäger nur eine ungestalte, blutige Fleischmasse übrig bleibt.

Ausser diesen Herren des Waldes boten sich der Jagdlust der indianischen Männerwelt noch wilde Schafe, Biber und Füchse, Moose und Caribou, Rehe und Antilopen, Stachelschweine, und dazu noch wildes Geflügel und viele Sorten Fische und Wassertiere in den herrlichen Strömen und in den grossen Seen ohne Zahl. Es ist ein wahrhaft schönes und reiches Land, und noch heute ist es eine wahre Erholung mit Zug oder Auto dort herumzureisen.

Der Sommer 1944 brachte mir die Gelegenheit, das ganze weite Gebiet zu durchqueren, von Jasper bis nach Prince Rupert am Stillen Ozean. Hatte den St. Josephsschwestern von Toronto die geistlichen Uebungen zu predigen; sie lehren in der Pfarrschule in Prince Rupert und geben nebenbei sogenannte "business courses" für junge Leute. Eine andere Arbeit für mich waren die Exerzitien für die Oblatenpriester des Prince Rupert Vicariates. Die Patres versammelten sich dafür in der Indianerschule am Fraser Lake, ungefähr in der Mitte des Kirchensprengels.

P. Lejacq O.M.I., ist der erste ansässige Priester dort oben gewesen (1868—1880). Er ist mit Bischof d'Herbomez O.M.I. und Father McGuckin O.M.I. von New Westminster über Williams Lake, Quesnel, Stony Creek zum Fraser- und Stuart Lake vorgestossen und hat die dortigen Indianer-

stämme dauernd der kathol. Kirche gewonnen.

Diese Stämme lebten im Glauben an eine jenseitige Welt; hatten auch dunkle Vorstellungen von einem göttlichen Wesen; standen um so mehr unter dem Bann der Furcht vor bösen Geistern. Nach Ankunft der Missionare wurden in feierlicher Weise die heidnischen Sitten abgeschafft (Vielweiberei, Glücksspiele und abergläubische Gebräuche). Als Belohnung für alles erhielten sie einen residierenden Priester. Besonders auch dem Alkohol wurde der Kampf angesagt. Ein jeder hatte sich vor den Bischof hinzuknien und dem Gebrauch des Feuerwassers zu entsagen. Als äusseres Zeichen der Verchristlichung wurde dann eine Fahne geweiht und auf hohem Mast über dem Dorfe aufgehängt. Rings um das Kreuz in ihrer Mitte strahlten die Merkworte der Erlösung: "Religion, Nüchternheit, Wahre Kultur." Zur Sicherung der Erfolge gegen den bestechenden Einfluss der Zauberer und altheidnischer Festlichkeiten wurden den Stammeshäuptern einige Gehülfen zur Seite gestellt. Sie hatten über die Heilighaltung des Sonntags zu wachen sowie über die gemeinsame Verrichtung der Morgen- und Abendgebete. So arbeitete der Bischof mit seinen Begleitern bis hinauf zum Babine Lake und kehrte dann über Prince George und Alexandria am Fraser River nach Hause zurück. Den Pater Lejacq liess er zur ständigen Betreuung der neuen Herde im Nordland zurück und von ihm trägt die jetzige Indianerschule ihren Namen.

Ein grosses Backsteingebäude, steht sie oben auf dem Hügel und beherrscht über die Bahn hinweg den Fraser Lake. Eine ausgedehnte Vieh- und Geflügelfarm ist mit ihr verbunden. Sie beherbergt einige O.M.I. Missionare, die allsonntäglich die Stationen der Umgegend versehen. Schwestern von der Vorsehung besorgen das Kochen und Waschen. Einige von ihnen unterrichten die Jugend des Carrier Stammes, der seit undenklichen Zeiten die Umgegend bewohnt. Nördlich hausen die Babine Indianer und einige andere verwandte Stämme. In den Bergen sitzen die Sekanais, die, viel geringer an Zahl, von ihren stärkeren Nachbarn unterjocht und in die Schluchten der Berge zurückgedrängt worden sind. Sie alle zusammen gehören zur Völkerfamilie der westlichen Denés.

Eins fällt an ihnen auf. Es ist die stark mongolische Prägung ihres Kopfes und der Gesichtszüge. Es bestätigt die Annahme, dass diese Menschen alle einmal von China und Sibirien her über Alaska nach Amerika eingewandert sind. Ihr Haar ist tiefschwarz und borstig; ihre Hautfarbe dunkelbraun. Die Carriers weisen starken Körperbau auf mit dicken Lippen und weiten Augen. Sind von allen am meisten gebildet und höherer Erziehung zugänglich. Ihren Namen erhielten sie von der Behandlung ihrer Verstorbenen.

Die Chilkotins begruben ihre Toten. Die Sekanais überliessen sie den Hunden und wilden Tieren; nur die irdischen Ueberreste hervorragender Stammesmitglieder bargen sie in hohlen Bäumen oder lagerten sie auf einem Holzgerüst hoch oben in den Gipfeln. Die Babines und Carriers überlieferten die Leichname dem Feuer. Einige Knochenreste wurden stets von den Carrierfrauen von völliger Zerstörung gerettet. Man nähte sie in ein Ledersäckchen ein und trug sie längere Zeit auf dem Rücken einher; von dieser Gewohnheit erhielt der ganze Stamm seinen Namen. Erst die sogenannte Potlatch-Zeremonie machte für sie der Pflicht des Herumtragens ein Ende.

Der "Potlatch" war ein Volksfest aus allerlei Elementen zusammengestellt. Die Stammeshelden trugen dabei Kronen mit Bärenklauen verziert; Zaubergürtel aus Cederrinde; gemalte Holzmasken und Zepterstäbe. Verschiedene Musikinstrumente tobten sich aus in wilder Festesfreude. Die neuen Stammeshäupter besorgten zu Ehren ihrer verstorbenen Vorgänger Essen und Trinken in reichlicher Fülle. Um sich mit Glanz zu umgeben und die Zuneigung der Brüder zu erwerben, teilten sie auch reiche Geschenke aus. Mochte es sie Jahre nehmen, die so entstehenden Verluste an Vermögen wieder wettzumachen; mochten sie selbst zu Diebstahl greifen müssen: sie machten sich nichts daraus. Um sich in der Volksgunst zu sonnen, musste einer den anderen überbieten. Natürlich kam es dabei oft zu schlimmen Eifersuchtsauftritten, zu Streitereien und lebenslanger Feindschaft, während die empfangenen Geschenke deren Besitzer oftmals zu endlosem Glücksspiel und zu Unsittlichkeitsversuchen anreizten. Sogar die Regierung von British Columbien musste im Laufe der Zeit durch gesetzgeberische Massnahmen gegen diese Missbräuche einschreiten. Alt und Jung hing mit ausgesprochener Leidenschaft daran und alles schaute in atemloser Stille zu, als Bischof Dontenwill O.M.I. im Jahre 1901 in Stuart Lake die Unsitte ein für allemal abschaffte. Alle Potlatchgeräte wurden auf einen Haufen zusammengeworfen und in einem grossen Feuer verbrannt.

Die Nachkommen der Carrier-Indianer werden heute in Lejacq erzogen. Noch reden sie die Sprache ihrer Ahnen,gleiten aber langsam immer mehr ins Englische hinüber. In diesem Zentrum moderner Indianererziehung fanden die geistlichen Uebungen statt; 14 Schwarzröcke aus dem Prince Rupert Vicariat nahmen daran teil.

(Fortsetzung folgt)

Sankt Christophs Lehr- und Wanderjahre

Eine spanische Volksgeschichte, nacherzählt von R. Baumstark.

1.

Es war einmal ein Bursch, so arm wie eine Kirchenmaus und so lang wie die Hoffnung. Er war aufgewachsen, fast wie das liebe Vieh; er wusste nichts von Gott und von unserm Heiland.

Er trat als Bauernknecht in den Dienst eines Landmanns, der eben so arm war wie er selbst; und das Fegefeuer seines bisherigen Lebens ward ihm von jetzt an zur Hölle.

Ofero hatte Kraft und Hunger für drei, und sein Herr, ein armseliger Knauser, liess ihn wohl arbeiten für sechs, gab ihm aber nicht einmal zu essen für einen.

Eines schönen Morgens war ihm das Schinden und Hungerleiden verleidet: er ging in sich, und sprach: "Lass einmal sehen, was ich eigentlich in diesem Haus treibe! Wahrlich, kein Mensch hat ein schwärzeres Geschick auf dieser Welt als ich. Bleibe ich noch einen Monat länger hier, so werde ich so schlank wie eine Nudel; Kraft und Fleisch, die mein ganzes Hab und Gut sind, gehen zum Henker. Laufe ich aber davon, wer gibt mir Arbeit?

Ofero redete laut mit sich selbst. Ein Nachbar hatte ihm zugehört, ohne dass jener es bemerkte.

"Wohin du gehen sollst?" sagte er nun plötzlich. "Komm zu mir, arbeite, was es gibt, und iss so viel, als du arbeitest. Bist du damit zufrieden?"

Ofero schlug ein und trat desselbigen Tages in seinen neuen Dienst. Sein Herr war ein prächtiger Kerl, kein Geizhals wie der erste; allein er konnte mit der besten Absicht nicht verhindern, dass sein riesiger Knecht vor Hunger beinahe rasend ward; es ging ihm halt selbst nicht besser.

Als Ofero eines Morgens an die Arbeit ging, folgte er abermals seiner kurzweiligen Gewohnheit, laut vor sich hin zu sprechen wie ein Komödiant. Er hielt aber folgende Rede: "Mein heutiges Frühstück bestand aus einer ganzen gebratenen Kartoffel nebst einem Schluck frischen Wassers. Armer, armer Magen, wie geh'n sie mit dir um! Was gilt's, der Meister will mich nach und nach daran gewöhnen, dass ich ohne Essen leben und arbeiten soll. Es geht mir in der Tat recht hübsch mit meinem Meister. Wo gibt es ein schwärzeres Geschick, als das meinige? Hunger und Elend wechseln ab und vereinigen sich, mich umzubringen. Zum Teufel, so kann es nicht fortgehen! Aber wie soll ich es anfangen, dass es anders werde?"

"Wie?" antwortete ein zitterndes Stimmchen aus einem Gebüsch am Wege. "Suche einen Herrn, der dir gut zu essen gibt."

"Ja, wo ist denn dieser verehrteste Herr?" fragte Ofera verwundert. Er schaute nach dem Gebüsch und erblickte eine pechschwarze, kleine Alte, hässlich wie die Nacht.

"Wer nicht seinesgleichen hat an Körperkraft, der muss einem Herrn dienen, ohnegleichen an Macht und Herrlichkeit."

So sprach die Alte und auf Oferos nochmalige Frage, wo dieser Gewaltige sei, erwiderte sie: "Such' ihn, und du wirst ihn finden."

"Nun denn, Grossmütterchen, ich gehe ihn zu suchen. Vergelt's Gott für den guten Rat."

Und Ofero, statt an seine Arbeit zu gehen, machte sich stracks auf und zog in ferne Lande; weiter und weiter entschwand hinter ihm die Stätte, wo er so unendlichen und unbefriedigten Heisshunger ausgestanden.

Allein der Hunger ging mit ihm und peinigte ihn bald so, dass er den Augenblick herannahen fühlte, wo es um die Weiterreise geschehen war.

Erschöpft setzte er sich am Fuss eines Kastanienbaumes nieder und rief aus: "Alle guten Geister! Verwünscht sei mein Geschick! Was wollen wir wetten, ich muss Hungers sterben, ehe und bevor ich einen neuen Meister finde!"

"Mach' dein Maul auf," sagte abermals ein zitterndes Stimmchen, gleich jenem im Gebüsche.

Ofero schlug zunächt die Augen auf und schaute zu den Aesten des Kastanienbaums empor. Auf einem der obersten Zweige sah er wahrhaftig die kleine Alte hocken. Diesmal schaute sie ein wenig heller aus; vielleicht hatte sie sich seither gewaschen.

"Grossmütterchen, was treibst du da droben?" fragte Ofero erstaunt.

"Ich studiere die Welt," erwiderte die Alte.

"Nicht übel," entgegnete er. "Also um die Welt zu studieren,

muss man in der Luft sitzen?"

"Mindestens über die Welt sehen, sonst wird man es nicht weit bringen."

"Mag wahr sein, Grossmütterchen; allein wahr ist es vor allem, dass ich Hungers sterbe."

"Ich habe dir schon gesagt: mach' dein Maul auf."

Und Ofero öffnete einen Schlund wie ein Ofenloch. Die Alte schüttelte den Zweig, auf dem sie sass, und es fiel ein halber Sester der schmackhaftesten Kastanien in den Schoss des langen Lümmels. Seinem grössten Elend war nun vorerst abgeholfen; denn eigentlich und vollständig satt war er noch nie gewesen und ward es auch diesmal nicht.

"Dank, Dank, Grossmütterchen," sagte er, als er fertig war, und da kein "Bitte sehr" antwortete, schlug er noch einmal den Blick zum Baum empor und sah mit Schrecken: die Alte war verschwunden! —

"Jetzt sag' ich nichts mehr," bemerkte er. "Und da soll einer nicht an Hexen glauben!"—

Und nun machte er sich wieder auf den Weg, guten Mutes und neu gestärkt durch das unverhoffte Magenpflaster.

Zum Neujahr des Friedens

Von Horst Schulte

Warum im Winter noch träumen, wenn der Frühling schon ruft?
Warum das alte bedauern, wenn ein neues Leben uns weckt?
Wie der Schnee in der Sonne dort glitzert,
So leuchtet der Mensch in seelischem Strahl.
Wie der Tau die Erde durchtränkt,
Erweicht die Seele das härteste Herz.

Du bist der Herr Deiner Tage,
Kein Opfer des Schicksals der Welt.
Das Leben sprudelt für immer von neuem;
Heute, jetzt, spricht der Herr der Welt.
Obgleich wir im Zeitalter leben,
Das Materielles betont,
Vergiss nicht das wertvolle Leben,
Welches mit Liebe sich lohnt.

Was wir betonen sollen, vergessen wir all zu leicht;
Was wir vergessen sollen, ja das betonen wir gleich
und meckern, meckern auf der Lebensweide.

Irdischen Augen entgehen die seelischen Bilder,
Die Gedanken der Hoffnung zur Wirklichkeit führen.
Nur das bleibt für immer zerbrochen,
Was Selbstnutz, nicht Seelennutz ist.
So diene der kräftigen Macht,
Die aus der Weltseele quellt,
Dein Leben verschönert, verlängert und ewig erhält.
Sie funkelt im Stern, belebt die Natur,
Ruht im Felsengestein, im atomischen Ur.

New York, 26. Dezember 1945.

2.

Er kam in eine Stadt, wo er einen grossen Palast erblickte; und er fragte nach der Macht und Herrlichkeit des Besitzers.

"Niemand ist auf Erden," so wurde gesagt, "der ihm gleichkäme an Macht und Reichtum."

"Schon gut," sagte Ofero voll Freude. "Will er mich nur in seinen Dienst nehmen, so habe ich den Rechten gefunden." Und er machte sich unverzüglich auf den Weg zum Palaste.

Der mächtige Herr nahm seine Dienste augenblicklich an. Er war ein grosser Jagdfreund und es kam ihm vor, als ob der vor ihm stehende Riesenkerl express für ihn vom Himmel gefallen sei; denn seinen Jäger hatte tags zuvor ein grosser Bär zum Frühstück verspeist.

"Du wirst Appetit haben, nicht wahr?" sprach der neue Herr zu Ofero.

"Und wie! Und wie!" entgegnete der Riesenknecht, indes ihm die Augen zum Kopf herausleuchteten.

"So geh' in die Speisekammer und sage der Schaffnerin, sie solle dir über das Gröbste hinweghelfen."

Ofero liess sich das nicht zweimal sagen. Allein mit welchem Erstaunen überzeugte er sich, dass die Schaffnerin niemand anders war, als die Alte im Gebüsch und auf dem Kastanienbaum, mit dem einzigen Unterschied, dass ihre Gesichtsfarbe abermals um ein gutes Stück lichter geworden war.

"Grossmütterchen, auch hier wieder?" rief er bei ihrem Anblick aus.

"Iss und sei still, so will es dein Geschick," bemerkte die Alte und deutete auf einen Tisch voll der einladensten und reichlichsten Gerichte.

Er ass und war still, und ass wieder, bis er nicht mehr konnte; aber so eigentlich satt war er doch nicht.

Und jetzt verfiel er wiederum in seine alte Sitte, laut mit sich selbst zu reden. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben fühlte er den Magen ungefähr halbvoll, und diese Empfindung entlockte ihm die Worte: "Gesegnet sei mein Geschick!"

"Ich danke," hörte er fein und zierlich hinter sich antworten. Er wandte sich um; ausser der Schaffnerin war niemand da.

Des folgenden Tages ging Ofero mit seinem Herrn auf die Jagd in einen dichten Wald nah' bei der Stadt.

Als der Nachmittag sich zu Ende neigte, setzten sich die

beiden auf einer Anhöhe nieder, um ihr Vesperbrot zu geniessen und auszuruhen.

"Ofero," sagte der grossmächtige Herr, als sie mit der Mahlzeit fertig waren, "wir müssen uns ungesäumt auf den Weg machen, sonst rückt uns die Nacht auf den Hals, ehe wir heimkommen."

Ofero überblickte den Raum, der sie von der Stadt trennte, und sagte nach kurzer Prüfung: "Habet keine Sorge, mein Herr; wenn wir auch nur ein wenig marschieren, werden wir noch bei Tag zu Hause sein."

"Dann müssten wir aber ganz in gerader Richtung hinabsteigen."

"Und warum, Herr, sollten wir das nicht tun?"

"Ich mag nicht durch den Teufelstobel gehen; so heisst die Schlucht da unten."

"Warum heisst sie so?"

"Es geht die Rede, der leibhaftige Teufel wohne darin."

"Mag er drin wohnen; wer wird sich vor dem Teufel fürchten, Herr!"

"Still, still, Ofero!" unterbrach der Herr, zitternd und erblassend, seinen Diener; "nur ein Vermessener wagt es, den Teufel nicht zu fürchten."

"Und Ihr, Herr, fürchtet Euch vor ihm?"

"Ob und wie!"

Jetzt war es für Ofero eine ausgemachte Sache, aber zum erstenmal in seinem Leben dachte er's nicht laut, sondern ganz still für sich: "Holla, Holla, mein Herr fürchtet den Teufel! Folglich ist die Macht des Teufels grösser, als die seinige. Und ich muss den Rat der alten Grossmutter buchstäblich befolgen, sintemal es mir dabei bis jetzt so vortrefflich ergangen ist. Wie hat sie doch gesagt: Wer nicht seinesgleichen hat an Körperkraft, der muss einem Herrn dienen, ohnegleichen an Macht und Herrlichkeit. Dieser Spruch soll mir zur Richtschnur dienen in meinem ganzen Leben." Ofero begleitete seinen Herrn nach Hause, speiste herrlich und in Freuden zu Nacht, und machte sich sodann unverzüglich auf den Weg nach dem Teufelstobel.

Die Nacht war stockfinster über die Massen; Ofero strauchelte hier und stolperte dort, allein am End' aller Ende kam er glücklich beim Ziel seiner Reise an. Vom Teufel hatte er aber so wenig eine richtige Vorstellung, wie von unserm Herrgott; gleichwohl fühlte er sich etwas unheimlich berührt durch ein kleines Lichtlein von unbeschreiblicher Farbe, welches seine Augen bemerkten, und durch einen sehr ausgeprägten Schwefelgeruch, der seine Nase beleidigte, als er sich dem Teufelstobel näherte. Er hielt einen Augenblick still und rief laut in die finstere Nacht hinaus: "Was für ein Teufelslicht ist denn das, und was für ein teufelmässiger Gestank?"

3.

Mutig schritt er vorwärts im Teufelstobel, dem kleinen Licht als einem Leitstern folgend. Endlich stand er am Eingang einer Höhle, aus welcher der Lichtschimmer hervordrang.

Er hatte einen Eichbaumstamm mitgenommen, um in dieser Wildnis Hals und Bein nicht zu brechen. Mit diesem Stamm stiess er nun freudig auf den Boden und schrie mächtig hinaus: 'Gott Lob und Dank!"

Ein höllisches Getöse von Stampfen, Knirschen, Heulen und Zähneklappern war die Antwort auf Oferos frommen Ausruf. Gleich darauf trat aus der Höhle ein schwarz gekleideter vornehmer Herr, so wild und zornig ,dass ihm das Feuer zu den Augen herausschlug.

"Was gibt's?" fragte der Schwarze in ziemlich drohendem Tone.

"Euer Gnaden verzeihen!" bemerkte Ofero. "Wohnt vielleicht der Teufel hier in der Nähe?"

"Der bin ich; du redest mit ihm selbst."

"Ich wollte nur fragen, ob Euer Gnaden einen Knecht oder Diener brauchen."

"Mir dient ohnehin schon die ganze Welt. Doch immerhin, du langer Kerl siehst nicht übel aus, und ich will es mit dir versuchen. Hältst du dich gut, so kannst du es mit der Zeit zu der Stelle eines Geheimschreibers bei meiner höllischen Herrlichkeit bringen."

"Besten Dank, Herr Teufel!"

"Bitte sehr! Vorwärts jetzt und sag' der Hausmagd, sie soll dir zu essen geben!"

Ofero hatte immer noch nicht erfahren, was völlig satt sein heisst: er weigerte sich keineswegs eines zweiten Nachtessens, trat in die vermeintliche Höhle

Der Bierkeller

vumm Scholla Jagob g'schriwa.

Geschter bin ich gronk gewässt,
Ich häb hollt zu viel g'soffa;
Du wäscht wies olls de Menscha geht,
Ich häb mich hollt valoffa.

Häb nob gewellt zumm grumma Franz,
Däa hott so schäna Stiffel;
Uff ähmohl rufft de alta Lanz,
"Kumm häa Jagob e bissel."

Nod bin ich iwa's Gässla gonga,
Un zumm Kella nunna;
Des Bia dut demm Mensch hollt gut,
Sisch jo goa kenn Wunna.

De schäla Mike isch datt gewässt,
Un de lahma Michel;
De Fuchs Andun, de grossa Hans,
Un de bucklich Bichel.

Nod hemma ens umm onna nob,
Un Schwortamocha gessa;
Un widda ens umms onna nob,
Un widda dichdich g'fressa.

Uffi ähmohl hennsa Schnopps gebrocht,
Der woa so wiedich storig;
Däa hott ems gonza Maul vabrennt,
Des woa a bissel orig.

Endlich häb ich Häm gemisst,
Ich woa schun gonz vasuddelt;
Mei Frä isch schun im Bett gewässt,
Un hott vadollt gebruttelt.

So gehts demm däa nid selwa wäss,
Woss zu mocha ischt;
Loss Sauffa sein un bleib de Häm,
Nod wäscht Du wu Du bischt.

ein, und fand sich in einem prächtigen Palaste.

Am meisten wunderte ihn die unendliche Menge von Leuten aller Stände, Rang- und Altersstufen, welche dem Teufel dienten. Sogar einen Kaiser erblickte er unter den Dienstleuten seiner höllischen Majestät, und nun konnte er nicht länger zweifeln, dass der Teufel ohnegleichen sei an Macht und Herrlichkeit.

"Wo mag denn jetzt die Hausmagd sein," so fragte sich Ofero nach seiner Gewohnheit mit lauter Stimme, "wo mag sie sein, die mir zu essen geben soll?"

Und er wandte sich zu einer äusserst zahlreichen Gruppe von Teufelsdienern, welche sich damit unterhielten, einander gegenseitig die Haut abzuziehen; Ofero legte ihnen wiederholt sein Anliegen vor, allein niemand gab ihm eine Antwort.

"Sind die Kerls taub?" fragte er endlich s e h r aufgebracht, weil er glaubte, es sei ihnen zu viel Mühe ihm zu antworten.

Ein vorübergehender Teufelsdiener, der auf dem Wege nach den inneren Gemächern war, rief ihm zu: "Kümmert Euch nicht um dieses Gesindel; ein jeder von ihnen sieht und hört nur den, welchen er schindet; in dieses Privatvergnügen sind sie mit Leib und Seele vertieft. Kommt lieber mit mir, ich will Euch zu unserer Hausmagd führen."

Ofero wurde zum Speisesaal geführt, wo er sie in der Tat kennen lernte, und zwar zu seinem unaussprechlichen Erstaunen in der leibhaftigen Person des Grossmütterchens, das er im Gebüsch, auf dem Kastanienbaum und im Palaste seines vorigen Herrn bereits sattsam kennen gelernt hatte.

Diesmal war aber ihr Gesicht noch schwärzer und runzliger, als bei seiner ersten Bekanntschaft mit der Alten.

"So, so, Grossmütterchen," rief Ofero aus; "Ihr dient auch dem Teufel?"

"Wer dient ihm denn nicht?!"

"Weil wir eben vom Dienen sprechen, da fällt mir ein, Ihr könntet mich bedienen, nämlich mit einem guten Nachtessen, das ich auf Anweisung des Herrn Teufels von Euch bekommen soll."

"Dein Wille soll geschehen."

Und in der Tat wartete sie ihm mit einer überaus reichlichen Mahlzeit auf, allein Oferos Jahre alter Wolfshunger ward auch diesmal nicht vollständig befriedigt.

Am folgenden Morgen rief ihn der Teufel zu sich und gab ihm den Befehl, ihn nach einer benachbarten Ortschaft zu begleiten; alsbald machten sich beide auf den Weg. Der Ort hiess "Friedenstal", und er verdiente diesen Namen durch die Einigkeit und herzliche Liebe, die unter s e i n e n B e w o h n e r n herrschte.

Der Teufel hatte es durch seinen grossen Einfluss bei der Regierung durchgesetzt, dass den Einwohnern von Friedenstal das Recht bewilligt ward, einen Landtagsabgeordneten zu wählen; diesen Erlass wollte er den glücklichen Leuten überbringen und verkünden.

Des Teufels e i n z i g e Angst war die, es möchten ihn die Friedenstaler mit dem Geläute ihrer Kirchenglocken empfangen; das hätte ihn sehr betrübt, da er ein ungemein bescheidener Herr ist. Er schickte deshalb seinen Diener Ofero voraus, um den Friedenstalern solcherlei Streiche auszureden, und die Glocken blieben stumm.

Bei den Bewohnern von Friedenstal erfuhr Ofero sein neuester Herr sei an Macht und Einfluss so gross, dass ihm die Minister in aller Herren Länder dienen, und sei es auch nur mit dem Kopfe.

Auf dem Rückweg von der Ortschaft war der Teufel seelenvergnügt; er zog die Dose hervor und nahm mit allem Behagen eine Prise.

Ofero wusste zwar, wie schon gesagt, weder von Gott noch von der Muttergottes e t w a s Rechtes, allein gewohnheits- und maschinenmässig rief er oft die heiligsten Namen an. So machte er es auch jetzt, als der Teufel niesen musste; mächtig erscholl Oferos: "H e l f' E u c h G o t t !"

Hätte er den Teufel einen Kaffer gescholten, derselbe hätte nicht wütender werden können, als er bei Oferos "Helf' Euch Gott!" tobte.

"Elender Halunke!" schrie er seinen Diener an, indes Flammenblitze aus seinen Augen schlugen und sein ganzer Körper wie Espenlaub bebte. "Nenne mir diesen Namen noch einmal, und ich hetz' dir fünf Milliarden Teufel auf den Leib!"

"Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr!" erlaubte sich Ofero zu bemerken. "Wenn jemand niest, so sagt halt die ganze Welt . . ."

"Halt's Maul!" unterbrach ihn der Teufel, indem er mit der einen Hand Oferos Mund, mit der andern eins seiner Ohren zuhielt und von neuem zu zittern anfing.

Ofero verstummte, und sie setzten den Heimweg fort. Der Diener hatte die Entdeckung gemacht, dass sein Herr sich vor Gott fürchte, und er zog daraus den Schluss, dieser Gott müsse noch mächtiger sein als selbst der Teufel. Folgeweise entschloss er sich, das Weite zu suchen und unserm Herrgott seine Dienste anzubieten.

4.

Kaum waren Ofero und der Teufel nach Hause gekommen, so wandte sich der erstere nach dem Speisesaal; denn er spürte einen ganz entsetzlichen Hunger. Er traf die Alte, ihr Ge-

---

"Nicht die Begeisterung, mit der man anfängt, ist das Grösste — sie ist eben erst der Anfang —, sondern die Treue, die uns unentwegt durch ein ganzes Leben festhält, was einst die Stunde der Begeisterung ausgesprochen." P. Bonaventura O.P.

sicht war nicht mehr so schwarz und runzlig wie am Morgen. Obgleich ihn das wunderte, achtete Ofero doch nicht sehr darauf, weil die herrliche Mahlzeit, die ihm aufgetragen ward, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Er ass viel, viel; allein satt wurde er, wie gewöhnlich, nicht.

Am folgenden Morgen schritt er zum Teufelstobel hinaus, Gott suchend.

Er wanderte durch einsame Gefilde dahin. Da begegneten ihm einige Kinder, sie kamen zweifelsohne aus der Schule, und Ofero fragte sie: "Kinderlein, wisset Ihr, wer Gott ist?"

"Ei, wenn wir das nicht wüssten!" antworteten die Kleinen, und im Chor ertönte ihre liebliche Antwort: "Er ist der beste, weiseste, gerechteste und mächtigste der Herren, der Anfang und das Ende aller Dinge."

Voll Freude ob dieser Nachrichten von seinem künftigen Herrn setzte Ofero seinen Weg mit Riesenschritten fort.

Er marschierte und marschierte und kam endlich zu einem tiefen Tal, in dessen Grund ein Fluss dahinströmte. Jenseits des Flusses erblickte man ein grosses Gebäude mit einem überaus hohen Turm, auf welchem gerade verschiedene Glocken läuteten.

Ofero näherte sich einem Hirten, der am Ufer des Flusses seine Schafe weidete. Der Hirte rief ihm zu: "Nicht wahr, Ihr geht zum Gotteshause? Wohlgetan! Ich ginge mit, wenn ich die Herde verlassen könnte."

Ofero war entzückt, zu vernehmen, dass das Gebäude mit den Glocken das Gotteshaus, seines künftigen Herrn Wohnung sei.

Der Strom war breit und wild; allein mit Leichtigkeit schritt Ofero hindurch, gestützt auf seinen Eichenstamm, den er als Stock benutzte.

Das Haus, auf welches er zuschritt, war ein Mönchskloster.

"Was steht zu Diensten, mein Bruder?" fragte ihn der Pförtner.

"Ich verlange, Gott zu dienen," antwortete Ofero, "und ich werde Euch dankbar sein, wenn Ihr mir eine Stelle im Gotteshause verschaffen wollt."

"Deine Wünsche sind gut und fromm, mein Bruder," entgegnete der Pförtner; "ich werde alles mögliche tun, auf dass sie in Erfüllung gehen." — Und er führte ihn unverzüglich zum Vater Abt.

Ofero wurde aufgenommen in den Dienst Gottes. Am meisten verwunderte er sich darüber, dass die Diener Gottes nur wenige und dass sie alle arm und demütig waren. Nicht ein einziger Minister fand sich unter ihnen vor, während unter den Teufelsdienern sogar ein Kaiser gewesen war.

Am folgenden Tage empfing Ofero nach dem Rate seiner neuen Hausgenossen die heilige Beicht und Kommunion. Im Augenblick, da er das heiligste Sakrament empfing, fühlte er zum ersten Male in seinem Leben den rasenden Wolfshunger, der ihn unaufhörlich gefoltert hatte, auf's vollständigste gestillt.

Er ging hinauf in seine Zelle und trat an's Fenster. Unter diesem im Garten sah er eine alte Frau, sie ähnelte dem Grossmütterchen im Gebüsch, auf dem Kastanienbaum, im Palast und im Teufelstobel; allein ihr Angegesicht war weiss und ohne Runzeln.

Der Vater Abt liess Ofero rufen und sprach zu ihm: "Mein Bruder, wir alle, die wir Gott in diesem heiligen Hause die-

---



nen, wir dienen ihm nach Massgabe unserer Fähigkeiten: die einen arbeiten im Garten, andere schreiben Bücher, wieder andere malen Bilder, spielen die Orgel, läuten die Glocken, lobpreisen den Herrn mit ihren Gesängen; noch andere widmen sich den niedrigsten Dienstleistungen. Du, mein Bruder, könntest vielleicht mit irgend einer dieser Beschäftigungen Gott dienen. Jedoch ein Geschäft gibt es, das du besser besorgen kannst, als irgend einer unserer Brüder. Mancher Pilger ist schon ertrunken beim Uebergang durch den wilden Strom, trotz aller Hilfe, die wir ihnen zu leisten suchen. Willst aber du die Fremdlinge auf deine gewaltigen Schultern nehmen, so wird keiner mehr Schaden leiden. Nimm dich also der Pilger an, die sich der Fuhrt nähern, und bring' sie auf deinem Rükken herüber."

Ofero beeilte sich, den Befehl des Abtes zu vollziehen. Kaum hatte er seinen neuen Posten eingenommen, so erblickte er am entgegengesetzten Ufer ein Knäblein von wunderbarer Schönheit, das durch den Strom schreiten wollte.

"Wart, Kleiner," rief Ofero ihm hinüber, "ich werde dich gleich herüberbringen!"

Ofero schritt über den Fluss, setzte das Knäblein auf seine Schultern, und fing an, gestützt auf seinen Eichstamm, die Flut zu durchwaten. Aber der Kleine wurde schwer wie ein Gebirg, und der arme Ofero schwitzte wie ein Eisbär; kaum vermochte er, zu seinem grössten Entsetzen, noch einen Schritt vorwärts zu tun.

"So helfe mir Christus!" rief er endlich seufzend aus. "Wie bist du so schwer!"

Und das Knäblein, welches bis dahin kein Wort gesprochen, antwortete: "Christus bin ich, und du sollst Christusträger (Christophorus) heissen."

Mit einem Male fühlte sich Ofero befreit von seiner ungeheuren Last. Das Knäblein aber sah er, umstrahlt von hellem Himmelsglanze, in die reinen Lüfte emporschweben.

Ofero hatte in den vierundzwanzig Stunden, die er im Dienste Gottes zugebracht, bereits richtige und klare Begriffe von den Geheimnissen des Christentums erlangt. Er fühlte sein Herz von Seligkeit durchschauert ob der ausserordentlichen Gnade, die ihm Gott verliehen hatte, und lenkte seine Schritte sofort nach der Klosterkirche, um vor dem Altare dem Herrn des Himmels und der Erde seine Danksagung darzubringen.

Vor der Kirchentüre begegnete ihm eine Frau, weiss und rot, voll Jugend, Anmut und Schönheit, sie ähnelte noch, ohne ihr irgendwie zu gleichen, dem alten Grossmütterchen, das Ofero so oft gesehen hatte, seit er sein heimatliches Tal verliess.

"Mein Bruder," sprach die Schöne lächelnd zu Ofero, "bist du jetzt zufrieden mit deinem Geschick?"

"Ja," rief Ofero aus, "wahrlich bin ich mit ihm zufrieden! Ich segne und preise es und ich sehe, dass es kein schwarzes Geschick war, das mir zuteil wurde."

"Ich danke dir für diese Worte," sprach die Erscheinung. "Es war endlich einmal Zeit, dass du mich lobest und segnest." Mit diesen Worten verschwand sie vor Oferos erstaunten Augen.

Er selbst aber wurde von diesem Tage an Christoph, d. h. Christusträger genannt, und bereitete sich durch ein heiliges Leben vor zu einem seligen Tod. — —

Also erzählt die blumenreiche Phantasie des spanischen Volkes die Legende vom hl. Christoph. In ganz Spanien ist dieser Heilige hochverehrt, und zahlreiche trifft man jetzt noch in den dortigen Kirchen die oft rohen und kunstlosen, aber in ihrer sinnigen Naivität ergreifenden Bilder, welche den gewaltigen Riesen mit dem Baumstamm in der Hand darstellen, wie er ein armes, schwaches Kind durch die brausenden Wellen trägt und unter der Last des verborgenen Gottes beinahe zusammenbricht.

Mir fällt dabei immer eines mit besonderem Nachdruck auf die Seele: jener grosse Mann, der über die stürmischen Fluten des Ozeans die frohe Botschaft von dem Kindlein in der Krippe zu Bethlehem hinübergetragen hat nach der neuen Welt, während er selbst unter den Gefahren, Sorgen und Mühen seiner weltgeschichtlichen Tat mehr als einmal zu erliegen fürchtete, Amerikas Entdecker Kolumbus, führte bekanntlich den für seine gewaltige Aufgabe so bezeichnenden Namen: Christophorus, der Christusträger.

Mannespflicht

Der ungeheure Geisteskampf zwischen Glauben und Unglauben, der Kampf zwischen der Kirche und allen von Natur kirchenfeindlichen Mächten hat sich in den letzten Jahren um vieles schärfer und kritischer gestaltet und leider Gottes ist auch das Zusammenleben unter den Konfessionen nicht friedsamer geworden, nein, der Zwiespalt hat an Schärfe nur noch zugenommen. Man kann nur mit grossem Bedauern beides feststellen. Eines ergibt sich daraus als praktische Folgerung: Heute sind uns noch viel mehr als früher Männer notwendig, ganze Männer, ganze Katholiken. Heute ist es noch viel notwendiger, aufs engste zusammenzustehen und aufs treueste zusammenhalten, auf seine Grundsätze zu achten, nach ihnen zu leben, alles zu tun, um in seiner Umgebung das Christentum lebendig zu erhalten und jeden Einfluss auf das Volk auszunützen, um es zu bewahren vor Schaden an der Seele und vor dem Abfall. Einzutreten für Kirche und Glauben, die katholische Sache zu unterstützen in Kirche und Leben und Familie, in Presse und Wahlen, das ist heutzutage Mannespflicht.

M. Poltiske.

Weltanschauung . . . Einsiedler-Serie

Wieder sind Einsiedler und Nazi-Bub am Beraten. Es ist ja so viel zu besprechen. Der Nazi-Bub sagt:

"Klausner, ich versteh euch nicht. Einmal sagt ihr, dass manche im Nazitum das Katholische hassen. Ihr sagt, dass das 'katholische Erbgut' von untreuen Kindern aus der Kirche gestohlen ist, dass 'manche die Kirche suchten, und den National-Sozialismus fanden.' Dann sprecht ihr wieder von 'furchtbarem Betrug', von 'Gotteslästerung' — ja, wie soll man all das zusammenreimen?"

"Freund, um da klar zu sehen, müssen wir unterscheiden zwischen Nazi-**"Weltanschauung"** und Nazi-**"Staatsform"**. Es ist da viel zu erklären, also habe Geduld, wenn nicht alles klar ist von vorne herein.

Wir haben gesehen, wie kein Staat der Welt das Recht hat, sich seine eigne Weltanschauung zu machen ('Kirchen-Ersatz'), sondern nur auf der Grundlage aufbauen kann, die Gott selbst in Glaube und Naturgesetz festgelegt hat. Alle heutigen Staaten sündigen gegen dieses erste Gesetz mehr oder weniger, und wir werden darüber später noch sprechen. Heute will ich nur drei Punkte hervorheben, in denen die 'Nazi-Weltanschauung" direkt gegen die gottgewollte Naturordnung sündigt. Bei dieser Gelegenheit können wir dann auch zugleich die "katholische Weltanschauung" in diesen Fragen klarlegen.

Das Erste ist die **Erniedrigung der Menschenwürde,** als man das Staatswohl, oder vielmehr die Bewahrung und Reinhaltung der **Rasse** zum Endzweck des Menschen machte. Nach der christlichen Auffassung — (und hier haben wir den **wesentlichen** Unterschied zwischen Christentum und Heidentum) ist der Mensch etwas Göttliches, und auf Gott allein als sein wesentliches Endziel hingerichtet; er ist nicht "Mittel", sondern "Selbstzweck" im Plane der Schöpfung, sein persönliches Glück in Vereinigung mit der Gottheit ist der Beweggrund der Schöpfung. Alle anderen Verbindungen, in denen der Mensch hier auf Erden steht: Familie, Staat, Gesellschaft usw. sind nur **Mittel** in der Erreichung dieses Endzweckes. Deshalb hat die Kirche immer gekämpft um das "Recht auf das Leben", selbst im ungeborenen Kinde, um die Freiheit des Ehelebens von aller menschlichen Einmischung, um das Recht des "Selbstschutzes" gegen jeden gewaltsamen Eingriff von aussen. Es ist ja gerade zum Schutze dieses "Selbstlebens" dass die Natur jedem Menschen das Recht auf "Privat-Eigentum" gegeben hat, damit niemand in seinen "Natur-Notwendigkeiten" von einem andern Menschen abhänge.

Kind, ich brauche nicht weiter zu erklären, wie schwer das "Nazi-Tum" gegen diese "Ur-Rechte" des Menschen gesündigt hat: Vernichtung unschuldiger Menschen "um des Staats-Wohls willen", "Sterilisierung", Erniedrigung des Eheverhältnisses "zur Veredlung der Rasse", — ein ganzer Gedankengang, der wohl auf die west-amerikanischen Ranch-Verhältnisse oder ostpreussischen Zuchtställe angepasst ist, aber nicht auf Menschen, Kinder Gottes und Träger des himmlischen Heiligtums.

Leider steht ihr nicht allein in diesem. Wir Deutschen haben es zu einer Theorie entwickelt (wir müssen ja alles "mit dem Verstand erfassen"), die anderen machen es mehr oder weniger ebenso, wenigstens "praktisch". Die Kirche allein kämpft ja heute noch für die "Bewahrung der Menschenwürde" gegen die "Staatsgewalt."

Unser Nazi-Bub wird unruhig:

"Herr Klausner, hat denn der Staat kein Recht, sich zu schützen gegen Schwindler, Ausbeuter, Perverse und Blutschänder? Muss er jede Revolution, jeden Umsturz zulassen, um nur ja keine "Menschenwürde" zu verletzen?"

"Ich antworte kurz, vielleicht wird es klarer später: Ja, der Staat hat das Recht, die "Staatsform" zu schützen, wenn sie rechtmässig eingesetzt und der Menschennatur entsprechend ist. Er hat das Recht, auch mit Gewalt, das Naturgesetz der zehn Gebote aufrecht zu halten, auch das Recht, Schuldige zu strafen zur Aufrechterhaltung der menschlichen Ordnung, aber alles das als "Verwalter Gottes", nicht als "Selbst-Richter", dem der Mensch "angehört". Denk mal nach darüber, dann wirst du den Unterschied verstehen.

Die zweite "Nazi-Sünde gegen die Menschennatur" ist die **Vergewaltigung der Seelenfreiheit.** Um das zu erklären, erinnere ich wieder an den Unterschied zwischen Weltanschauung und Staatsform, von dem wir später ausfürlich sprechen müssen. Jeder rechtmässig eingesetzte Staat hat das Recht zu verlangen, dass die Bürger sich der Staatsordnung fügen, und nichts tun, was gegen die Grundgesetzte, auf denen der Stadt aufgebaut ist, verstosst. Es ist das der **äussere Gehorsam** gegen die Staatsgewalt, auf welchen die Kirche immer bestanden hat, selbst im heidnischen Staate. So hat auch die Kirche von den

Katholiken verlangt, sich der Ordnung des nationalsozialistischen Staates, als derselbe vom deutschen Volke approbiert war, zu fügen, so wie Leo XIII. es den französischen Katholiken zur Gewissenspflicht machte, die “de Facto” Regierung der Republik anzuerkennen und sich ihren Gesetzen zu unterwerfen, so weit sie nicht gegen das Gesetz Gottes gingen. Aber kein Staat hat das Recht, eine **Weltanschauung**, nenne es nun Glaube, oder National-Sozialismus, oder Kommunismus, oder Liberalismus, seinen Bürgern aufzuzwingen, ihre **innere Ueberzeugung** zu vergewaltigen. Man nennt das die “Gewissens-Freiheit”, welche selbst Gott achtet, selbst beim Teufel. Die Seele kann nur durch freie Ueberzeugung — oder durch Liebe gewonnen werden, niemals durch Gewalt. So ist das Christentum eingeführt worden. Manchmal möchte man auch dreinschlagen wie die “Donnersöhne”, wenn man beim Lesen der hl. Schrift sieht, wie die Pharisäer gegen den Heiland hetzen und seine ganzen edlen Absichten hintertreiben. Wäre es nicht einfacher gewesen, die Bande ins Konzentrations-Lager einzuschliessen, und einen Herodes oder Pilatus “spurlos verschwinden” zu lassen? Nein, in der ganzen Geschichte des Reiches Gottes waren das Kreuz, der Scheiterhaufen, die Folterbank immer auf Seite der Christen, nicht auf der andern Seite. Und wenn jemals in der Geschichte der Kirche die Staatsgewalt es versucht hat, das Christentum gewaltsam andern aufzuzwingen, ist es immer zum Schaden der Kirche gewesen.

Kind, du bist in der “Nazi-Luft” aufgewachsen, und verstehst vielleicht nicht, was wir Erwachsene, besonders die Katholiken Deutschlands, seelig gelitten haben, als man uns die “Nazi-Religion” aufzwingen wollte. Du hast gehört vom “Druck von oben”, vom “Umlernen” mit dem beständigen Vorplärren der “Nazi-Ideologie” selbst durch Grammophone im Konzentrations-Lager: Die Herrn, die in ihrer “unfehlbaren” Dummheit gebildeten Menschen ihre Weisheit aufzwingen wollen und sie wie das Vieh behandelten, wenn sie nicht die Ideen eines Reichs-Philosophen oder Reichs-Grosschwätzers annahmen; welche Priestern, Gelehrten, Universitäts-Professoren vorschreiben wollten, was sie zu denken hatten. Wir sprechen hier nicht davon, ob ihre Ideen wahr oder falsch waren (wir kommen darauf zurück, wenn wir von der Nazi-Staats-Form sprechen), sondern von dem Versuch, mit Gewalt freien Menschen neue Ueberzeugungen aufzwingen zu wollen. Wären der Führer des Neuen Reiches und seine Apostel Heilige gewesen, wären sie als Märtyrer gestorben wie die Apostel des Christus-Reiches, so hätte die Welt ihnen glauben können, aber so — —.

Die dritte “Nazi-Sünde gegen das Naturgesetz” ist die **Fälschung des Gemeinschafts-Geistes.”** —

“Aber, Klausner, was hat denn der Staat mit dem “Gemeinschaftsgeist” zu tun? Der ist doch nur da für die öffentliche Ordnung; was die Leute sonst fühlen oder denken, darum kümmert er sich nicht, solange sie nur gehorchen und nicht gegen die Regierung hetzen.”

“Junge, du fühlst katholischer als du denkst. Du hast Recht: Der Staat ist nur da für die äussere Ordnung: die Erziehung der “Seele” des Volkes, der Aufbau einer “Weltanschauung”, einer “Kultur” im Volke, ist Sache der **Kirche.** Wenn aber (im National-Sozialismus wie im Kommunismus) der Staat die Kirche ersetzen will, seine eigne “Weltanschauung” den Bürgern aufzwingen will, ihnen **Seinen Geist** eingeben will in einem neuen “Nazi-Pfingsten”, so hat man das Recht, einmal näher nachzuforschen, was für ein Geist das denn ist, der da auf einmal vom Nazi-Himmel herabkommt.

Die christliche Kultur ist aufgebaut auf dem Geiste der L i e b e, mit ihren Töchtern: Demut, Zartgefühl, Mitleiden, Familiengeist, Frömmigkeit, kurz, alles das, was wir im schönsten Worte der deutschen Sprache das G e m ü t nennen, der “Muttergeist” in der Christus-Familie. Und es war grade dieser Geist, der das katholische Deutschland einmal auf die höchste Höhe der christlichen Kultur erhoben hatte. Und grade das hat euer Führer, der so viel von der “Deutschen Kultur” sprach, mit Gewalt zu unterdrükken und zu zerstören versucht.

Ich habe immer euch “Nazi-Kinder” bedauert, wie man euch mit Gewalt von der Familienliebe losgerissen hat, wie man von klein an in euren Kinderseelen alle edlen Gefühle, Demut, Zartgefühl, Gehorsam gegen die Eltern, Mitleid erstickt hat, um euch einen fanatischen Geist des Stolzes, der Rücksichtslosigkeit einzuflössen: Pflicht, nicht Liebe, streng und hart gegen euch selbst und andere, bereit zum Opfern, zum Sterben, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz. Ich weiss, man nannte es “Treue zum Führer”, “Hingabe an das Gemeinwohl”, und so habt ihr es auch verstanden, aber es war nicht die christliche Liebe, und hat eure ahnungslosen Kinderherzen vergiftet.

Was dieser liebelose Fanatismus in der Welt verschuldet hat, davon wollen wir nicht sprechen, es ist zu blutig, zu unmenschlich grausam, so furchtbar, dass man von einer wahren sadistischen Gemütsverwirrung sprechen kann.

Kind, der Kommunismus ist auch nicht besser, aber grade das hat die Welt gelehrt, dass es ohne Christus-Geist und Christus-Liebe kein menschenwürdiges Leben auf dieser Welt gibt. Mögen die Menschen das verstehen, ehe dieser Teufelsgeist die ganze Welt in die Verzweiflung stürzt.

Soviel von der “Nazi-Weltanschauung”. Um aber ganz klar zu sehen, warte bis wir von den “Staats-Formen” sprechen.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Eine brennende Flamme schlug dem Kinde ins Gesicht, die sofort von einer unnatürlichen Blässe ausgelöscht wurde.

Ein älterer, boshafter Junge war's gewesen — Karl Böhmer, der jüngste Bruder der leichtsinnigen Martha — der hatte ihm... hatte ihm etwas von seiner Mutter ins Ohr gezischelt — —

Etwas Schreckliches, Hässliches...

Der arme Lorenz hatte nicht alles begriffen, aber er fühlte dunkel, dass es ungeheuerlich und grausam war... Fühlte, dass es arg schlimme, rätselhafte Dinge gab — eine andere Welt, eine ganz schlimme . . .

Und dass alles verändert war, hässlich — und . . . und — —. Ach, er wollte, er wäre tot. Und die Mutter wäre tot . . . Und die Schule würde abbrennen . . . Und Karl Böhmer, ja, den würde er am liebsten mit einem Knüppel totschlagen! . .

Am Bachrand kroch eine rote Wegschnecke und zog eine Schleimspur über die weissen Massliebchen und die rosa Lichtnelken und das grüne Gras . . . Lorenz sprang plötzlich wütend auf und schleuderte mit dem Fuss das Tier ins Wasser.

Eklig war's, wenn so was Weisses, Reines wie die Blüten voll Schleim wird . . .

Und er wollte, Karl Böhmer läg' auch im Bach!

Wie ein Schmetterling an der Nadel, so hatte seine junge hilflose Seele sich gewunden unter den hämischen Worten des frühreifen Jungen. Hatte weh gezuckt — in unbewusster Ahnung, dass ein Knospenfrevel an ihr verübt wurde . . .

Und darum, ja darum hatte er sich seit Stunden in diese Abgeschiedenheit verkrochen. Und fürchtete sich und wäre am liebsten gar nicht heimgegangen . . . zur Mutter.

Fürchtete sich und konnte doch das Hässliche nicht aus dem Sinn bringen, das ihn angrinste mit unverstandenen Rätseln. Denn wenn der arme Knabe auch die ganze Bedeutung nicht erfasst hatte — die hässlichen, heimtückischen, boshaften Worte waren dennoch wie Gifttropfen in seine junge Seele gefallen: der erste Reif, der auf eine Kindesunschuld fiel.

Ja — es fiel ein Reif . . .

9.

Seit Suse Grafs Herz, das vor Jahren so kinderfroh und erwartungfiebernd den Takt zum Lebenslied geschlagen hatte, ja dem ruhigen Gang und Ablauf der Dinge immer um ein paar Takte voraus war — seit dies Herz nur noch widerwillig seinen Dienst tat und oft eigensinnig ein bisschen stehen blieb, als lohne es sich gar nicht, die schwermütig gewordene Lebensmelodie noch mit gleichmässigem Schritt und Schlag zu begleiten..,. seitdem wusste Suse, dass das nicht mehr viele Jahre so fortgehen konnte.

Es würde einmal mit einem schrillen Missklang das Lebenslied abreissen und unvermittelt der Hall der Totenglocke hineindröhnen.

Darauf war sie gefasst.

Aber sie ahnte nicht, dass der geheimnisvolle Bote mit den schwarzen Fittichen bereits hinter ihrem Stuhl stand. Dass er ihr über die Schulter auf die Arbeit sah und mit lautloser Geisterstimme raunte: "Lass jetzt die Hemden, Suse Graf. Nähe lieber dein Totenhemd! Mach' deine Rechnung; es ist Zeit. Schon gleiten die letzten Sandkörner aus der Urne..."

Im jungen Korn schlug die Wachtel, als Suse Graf an einem Frühsommermorgen zur Stadt ging. Heckenrosen träumten am Rain, brennroter Mohn lief wie eine lodernde Flamme am Roggenfeld entlang.

Die Wandernde stand zuweilen still und drückte die Hände gegen die Brust, bis das eigenwillige Herz seinen Pochhammer wieder in vernünftigen Gang gebracht hatte. Es war heute so unstät... just wie eine flackernde Flamme, die sich gegen das Erlöschen wehrt und nur noch mühsam die letzte Glut zusammenrafft.

Im Geschäft des Grosshändlers lieferte Suse Graf ihre Arbeit ab. Sie erhielt nach genauer Musterung und etwelchen Abzügen ihre Bezahlung und wandte sich zum Gehen.

Da taumelte sie plötzlich — griff mit den Händen in die Luft und stürzte schwer zu Boden . . .

Erschrocken sprangen die Anwesenden herzu.

Sie richteten das bleiche Weib auf, tasteten nach ihrem Pulsschlag, ihrem Herzen.

Aber das Herz stand still. Das unruhige, heisse Herz, das so hart getäuscht war vom Leben, zertreten und zermürbt, das müde Herz..... es hatte einfach nicht mehr weiter gekonnt. Wie ein Licht, dem die Nahrung ausgeht, war es erloschen. Das letzte Aufflackern hatte das allerletzte Tröpfchen Oel verbraucht.

Scheu und ratlos standen die Angestellten bei der Toten. Die Käufer flüchteten aus dem Laden, eine Verkäuferin fiel in Ohnmacht.

Mit ärgerlich gefalteter Stirn, innerlich einen bösen Fluch unterdrückend, traf der Chef seine Anordnungen, nachdem er sich von seinem kalten Schrecken erholt hatte.

Verwünscht, dass dieser fatale Zufall gerade in seinem Hause passieren musste! Konnte die dumme Person nicht zu Hause bleiben, wenn sie krank war? Oder wenigstens mit dem Umfallen warten, bis sie wieder auf der Strasse war?

Na, man musste sehen, ob nicht irgend ein Endchen Geschäftsvorteil dabei herauszuschlagen war!

Er benachrichtigte die Sanitätswache, und eine halbe Stunde später lag die arme Heimarbeiterin in der städtischen Leichenhalle — neben andern Verunglückten, Namenlosen, Aufgelesenen, Angeschwemmten, Gestrandeten.

Am folgenden Tag stand im "Generalanzeiger" unter den Lokal-Nachrichten: "Gestern wurde in den Verkaufsräumen der weltberühmten Firma Ringemann & Hirsch — Versandhaus für feinere Damenkonfektion und Wäsche, Spezialität: ganze Braut-Aussteuern — eine junge, sauber gekleidete Frau plötzlich vom Schlag getroffen und verschied sofort."

Gleichmütig glitten die Blicke der Lesenden über diese Zeilen.

Gott, so was Unwichtiges! Das regte weiter keinen auf. Der "Generalanzeiger" brauchte aber auch nicht jede Bagatelle zu bringen!

Nein, diese alltägliche Bagatelle regte wirklich keinen auf. Ein paar Formulare wurden beschrieben — und einen Tag später wurde "die aus Forst gebürtige und dort wohnhafte Susanne Graf" auf dem städtischen Armenfriedhof sang- und klanglos begraben... noch im Tode von der Heimat ausgeschlossen, wie sie es im Leben gewesen war! — —

Das Geld, das man bei ihr fand, der Hungerlohn für die Arbeit von zwei langen Wochen, deckte zum grössten Teil die Kosten. Für den Rest wurde der Heimatgemeinde Forst bei Kirchhalden eine Rechnung geschickt. Es musste alles seine Ordnung haben! Dann wurde in verschiedene Register ein Name und eine Nummer eingetragen — und die Sache war erledigt.

Suse Graf war ausgelöscht.

10.

Wer ist ärmer als ein Kind?
An dem Scheideweg geboren,
Heut geblendet, morgen blind —
Ohne Führer geht's verloren!
Wer ist ärmer als ein Kind?
(Clemens Brentano.)

Das "Gemeindekind Lorenz Graf" war bereits mehreren Familien des Dorfes angeboten worden.

Aber niemand wollte den Jungen haben.

Und tüchtig mitzuarbeiten, dazu war er noch zu jung und zu schmächtig.

So ein armseliges Kerlchen, ein Träumer und Tölpel dazu! Das sollte einem einfallen! Nee, so dumm war man nicht. Da war ja bloss ein unnützer Esser mehr!

Und dann — man hatte doch auch moralische Bedenken. Man war verantwortlich für seine eigenen Kinder!

Ein solches Früchtchen — na, da konnte man ja noch schöne Dinge erleben!... so achselzuckten die braven Leute.

Nein, nein, wozu sich die Last mit der fremden Brut auf den Hals laden?!

Der Bauer Distelkamp von Kirchhalden, der auch Gemeindevorsteher des Ortes Forst war, knurrte verdriesslich.

Verflixt noch mal, der fremde Balg machte einem bloss Plage und Schreiberei! Die Gemeindeväter schimpften und nörgelten. Aber das half alles nichts. Man musste den Beutel auftun und sich zu einem, wenn auch möglichst karg bemessenen Pflegegeld bequemen.

Da besah Hannes Lohmann, ein hageres Männchen mit grauen Bartstummeln, sich genauer den Jungen, wie man eine einzuhandelnde Ware sachverständig beschaut.

Ob er das Geschäft wagte? Er hatte zwar daheim selber den Stall voll: fünf Kinder waren mehr als reichlich für das kleinwinzige Häuschen. Und oft genug gab es nichts zu beissen und zu brechen an seinem Tisch.

Aber die paar blanken Mark monatlich würden ihm gut zustatten kommen.

Hm, es war des Ueberlegens wert!

Und dass der Junge seine Kost selbst verdiente, nun, dafür wollte der Hannes Lohmann schon redlich sorgen. Ja.

Also erklärte Hannes Lohmann bieder, er wolle das gute Werk tun und das Ziehkind annehmen. Wo fünf assen, würde auch wohl der sechste satt.

Und so wurde Lorenz ihm zugesprochen.

Anton Graf, der Bruder der Toten, hatte sich grob geweigert, etwas für das Waislein zu tun. Der Bauer Distelkamp hatte ihm den Tod der Schwester mitgeteilt und ihn von Gemeindewegen aufgefordert, für seinen verwaisten Neffen

mitzusorgen. Aber die Antwort von Anton Graf lautete kurz und bündig: Fiele ihm gar nicht ein! Der Junge gehe ihn nichts an. Er sei selber seit Jahr und Tag verheiratet und habe für seine eigene Familie zu sorgen. Und ausserdem verlangte er jetzt die Hälfte des Erbteils, sonst....

Mit langen Gesichtern sahen die Bauern einander an. Auch das noch! Nichts wie Schererei hatte man von der Bande!

Na, die Sache musste geregelt werden, da half kein Drehen und Wenden.

Also kaufte der alte Böhmer um eine Handvoll Geld das kleine Häuschen mit dem dazugehörigen Streifen Acker. Von dem Erlös wurde zuerst mal schleunigst die Rechnung über den kleinen Rest der Beerdigungskosten bezahlt. Schon zweimal hatten die geizigen Bauern sich von der Stadt darum mahnen lassen. Und die Mahngebühren waren auch nicht billig.

Darnach schickte man dem Anton Graf die Hälfte von dem, was übrig blieb, als Erbteil. Allerdings die kleinere Hälfte, das war man "dem Waislein schuldig!"

Von der grösseren Hälfte, dem Eigentum des kleinen Lorenz, wurde dem Hannes Lohmann so lange das Pflegegeld bezahlt, bis der letzte Heller aufgbraucht war.

Das reichte eine hübsche Anzahl Monate. Und so hatten die haushälterischen Gemeindeväter der Gemeindekasse wenigstens einstweilen überflüssige Kosten erspart.

Lehrer Terheggen wiegte missmutig den Kopf, als er von der Unterbringung des Gemeindekindes bei Hannes Lohmann erfuhr.

Das war nicht das Richtige. Nein. Der knauserige Hannes Lohmann, der sich "für zwei Pfennig ein Loch ins Knie bohren liess," wie der alte Böhmer einmal stichelte, und seine ebenso engstirnige Frau — das tat kein gut, da musste der arme Schelm ja seelisch erfrieren.

Ein Mitleid kam ihn an mit dem "überzähligen" Heimatlosen.

Und — ein unbehaglicher Gedanke mischte sich hinein.... Hatte nicht zuweilen aus den Augen des Knaben, mitten aus Unbändigkeit, Auflehnung, Rachsucht und Trotz heraus, irgend etwas geblickt wie die nackte, frierende, hilflose Seele? Hätte er, der Lehrer, nicht den Jungen hin und wieder mal zu sich rufen sollen, mit gü-

---

Canadas neuer Kardinal

(Schluss von Seite 4)

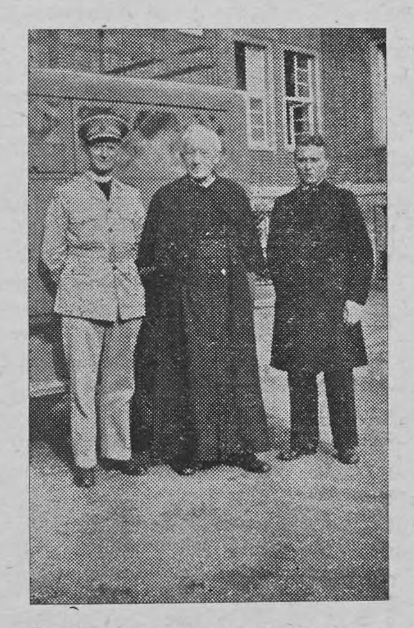
hast du dem Lande Canada zu dienen.

Die vergangenen Kriegsjahre haben bewiesen, wie der canadische Katholik sich eins mit Canada fühlt. Seine Söhne, sein Geld und seine Kriegshilfe haben mit in vorderster Reihe gestanden. Als man das alles hingab, sprach man wohl englisch, französisch, polnisch, deutsch, ukrainisch usw., Zweck und Sinn dieser Opfer aber waren Canada.

Die katholische Kirche hat mit der Ernnenung Erzbischofs McGuigan zum Kardinal die Einheit Canadas als canadisches Land wieder einmal unterstrichen. Hoffen wir, dass alle Canadier auch bald im bürgerlichen Leben als volle Canadier betrachtet werden und dass das unberechtigte Wort "foreigner" endlich einmal aus unserem Wortschatz verschwindet.

Im Namen unserer Leser begrüssen wir hiermit unseren neuen Kardinal McGuigan in unserer Mitte. Wir wünschen Seiner Eminenz Gottes reichsten Segen und versprechen ihm alle Hilfe, die wir ihm geben können.

Die Schriftlg.



P. N. Warnke O.M.I. in Borken, Deutschland (Aug. 1944) mit dem bekannten P. Max Kassiepe O.M.I. und P. Schwarz O.M.I. Pater N. Warnke O.M.I. dient gegenwärtig als Militärkaplan in Regina, Sask.

Lichtsucher

Zwischen Säulen,
Die gestürzt sind,

Zwischen Tempeln,
Die entweiht sind,

Zwischen Menschen,
Die "gebildet" sind,

Zwischen Mädchen,
Die verführt sind —

Wandle ich dahin
und finde keine Ruh'.

—Langbehn.

* * *

Auch du, ohne Klage
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt,
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Dass nun sich der Traum
Ins Unendliche webt.

D. Fr. Strauss.

* * *

Sei hoch beseligt, oder leide, —
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Geteilter Freud' ist doppelt Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Tiedge.

tiger Hand Ordnung in dies verworrene Gemüt schaffen können?...,

Der bleiche Mann, dem der kranke Körper jedes tatstarke Wollen zerbrach, strich mit einer fahrigen Bewegung über die Stirn.

Er fühlte sich müde, vorzeitig alt, verbraucht. Es war Zeit, dass er ging. Gut, dass es nicht mehr lange währte.

Ob er mal mit dem Pfarrer von Kirchhalden, zu dessen Bezirk auch das Dorf Forst gehörte, wegen Lorenz sprach?

Nein, das hatte wohl wenig Zweck. Der war selber ein Siecher, ein Schwindsuchtskandidat, der meist an Bett und Zimmer gefesselt war. Es hiess, der Arzt schickte ihn nach Lippspringe. Und dann würde bei dem herrschenden Priestermangel die Pfarrei wohl wieder, wie vorher schon jahrelang, abwechselnd von Ordensgeistlichen aus verschiedenen Klöstern aushilfsweise betreut werden.

Und er, Lehrer Terheggen, trat in Kürze ebenfalls in den Ruhestand. Seine Frau drängte schon längst darauf — vielleicht würde er sich dann noch etwas erholen.

Lehrer Terheggen ging im Gärtchen zwischen seinen geliebten Rosen auf und ab. Da und dort band er einen Zweig auf oder entfernte etliche Raupen oder einen Wasserschoss.

Drüben bei der hochstämmigen Krone der weissen "Schneekönigin" hing eine strotzende Knospe, die gestern, dem Abbrechen nahe, stolz im Morgenlicht prangte, halbwelk herab.

Geknickt? Er untersuchte sie bekümmert.

Nein, nicht geknickt — aber ein Wurm sass innen drin, der zernagte ihren Herztrieb, sodass sie sich nicht entfalten konnte.

Der Lehrer zerquälte sich ins Unbestimmte. Es ist schlimm, wenn ein Wurm in Blumenknospen sitzt.... Ja — hm.... Vielleicht wäre der Lorenz am besten aufgehoben in einem Heim für gefährdete Kinder? Es gab so was. Wenigstens im Rheinland war ein solches Haus, er hatte neulich noch davon gelesen und könnte mal hinschreiben.... Er wollte das auch mal dem Vorsteher Distelkamp unterbreiten. Der war eigentlich kein übler Mann. Wohl ein bisschen stiernackig und selbstherrlich; aber doch nicht ohne Einsicht.

Wenige Tage später redete der alte Herr mit Distelkamp.

Doch der wehrte unwirsch ab. Das müsste noch dazu kommen, so ein Getue um den unnützen Jungen! Warum nicht gleich ein vornehmes Erziehungsinstitut — als wenn's ein Prinz wäre? Die Gemeinde würde sich schönstens bedanken, für so was noch Geld zum Fenster hinauszuwerfen! Oha! — So ein Niemandskind, das sollte froh sein um sein bisschen Essen und Trinken! Ja! Und im übrigen sich bescheiden ducken und tüchtig arbeiten lernen, damit es der Allgemeinheit nicht allzu lange zur Last fiele.

"Uebrigens, Herr Lehrer, was in einem steckt, das wächst auch heraus," schloss der Bauer und stiess heftig mit dem Daumen die Asche seiner kurzen Pfeife zusammen. "Da können alle Erziehungskunststücke und alle neumodische Weisheit nichts dran ändern. Wenn der Grafsjunge ein Lump werden soll, na, dann is da nix an zu machen. Und wenn ein ordentlicher Kerl in ihm steckt, dann wird er sich schon durchbeissen. Ein Zuckerlecken ist das Leben nicht — besonders für so einen nicht!"

Verdriesslich schritt der Lehrer durch den blauen Abend nach Hause.

Die Frösche quakten im Dorfteich, Heimchen zirpten und geigten mit feinschrillendem Ton. Süssschwerer Lindenduft wehte irgendwoher.

Eine ferne Stimme sang ein schwermütigsüsses Heimwehlied.

Der alte Mann blieb stehen und sah gedankenvoll auf ein paar leuchtende Punkte im Grase, die spielend umeinander kreisten und dann fortschwirrten. Leuchtkäferlein, die selig ihre Hochzeitsfackel einhertrugen!

Ja... in jedes noch so arme Leben musste einmal, einmal ein Lichtlein hineinstrahlen!....

"Aber im Grunde hat Distelkamp nicht so unrecht," murmelte er. "Wenn das gute Erbteil in dem Knaben überwiegt, dann wird er trotz allem geradlinig emporwachsen und ein aufrechter Mensch werden! Wenn aber der schlimme Tropfen in seinem Blut — der Gifttropfen, vielleicht aus Schlammtiefen... und wer weiss, wie stark diese böse Erbbelastung des Blutes ist — dann hilft auch keine noch so gute Erziehung und Umwelt. Dann führt der Weg des Niemandskindes in den Sumpf. Daran ist nichts zu machen."

Nichts, alter müder Mann? Hast du noch nie von schneeweissen Blumen gehört, die wie holde Wunder über den Sümpfen stehen? Ihre Wurzeln liegen im Schlamm, aber ihrer Krone weisse Reinheit tragen sie der Sonne entgegen.

Und hast du nicht die Hauptsache vergessen: Sonne und Wärme, ohne die kein Gewächs gedeihen kann?

Arme Suse, schlaf in deinem unbekannten Grab auf dem Armenfriedhof der fremden Stadt, auf dem vielleicht schon Disteln und Schierling wachsen. Schlaf — sonst müsstest du weinen. Du kannst keine Mutterhände mehr ausbreiten um dein armes Kind. Und sonst ist keiner, der zu dem Verwaisten gesagt hätte: "Komm zu mir, ich will dir geben, was dir fehlt, wonach du unbewusst hungerst — das, was dich zu einem guten, tüchtigen Menschen machen kann: Liebe!"

11.

Das Holzgeländer der alten Brücke, die nahe vor der Mühle über den hier breitströmenden Bach führte, war ein verlockendes Turngerät für die Dorfknaben. Man konnte prachtvoll darauf reiten und von oben ins Wasser spucken oder

Steinchen hineinwerfen. Oder die Mädchen nekken, die ein paar Schritte weiter herunter auf einem ins Wasser ragenden Holzsteg hockten und mit den Händen Weissfische und Stichlinge zu fangen suchten.

Aber der Müllersepp, der Beherrscher der Brücke, liess für gewöhnlich nur seine Günstlinge darauf herumturnen — die ihn dafür ab und zu beim Murmelspiel gewinnen lassen mussten.

Heute aber war der Sepp mitsamt den andern Kindern in der Schule, und Lorenz Graf, der sich mal wieder an derselben vorbeigedrückt hatte, war unbestrittener Alleinherrscher der Brücke.

Rittlings sass er auf dem Geländer und liess die Beine herunterbaumeln. Hah, ein Ferientag! Sollte ihm einfallen, in die Schule zu gehen! Die ganze Woche war er in den Käfig gesperrt, musste er in der Werkstatt seines "Pflegevaters" arbeiten, arbeiten. Und da sollte er sich jetzt ins enge Schulzimmer sperren lassen? Nee, da war's draussen feiner! Der neue Lehrer, der gewiss noch nicht alle Gesichter so gut kannte, würde wohl so schnell nichts merken.

Ein wenig scheu blickte der Knabe in der Richtung des verwahrlosten Häuschens, wo sein Pflegevater wohnte. Der konnte ihn wohl erspähen, wenn er etwa nach ihm ausschaute.

Zwar kam es dem Hannes Lohmann gar nicht darauf an, wenn sein Ziehkind die Schule schwänzte — du lieber Himmel, wenn so einer seinen Namen lesen und schreiben kann, genügte das vollauf! Aber dass der Junge dann herumstrolchte und faul im Grase lag — nein, das passte dem Hannes nicht. Da sollte er lieber arbeiten und die bitterarme Familie mit ernähren helfen! Müssiggang ist aller Laster Anfang! In dieser Beziehung hatte Hannes Lohmann seine festen Grundsätze. Und seine schwerzersorgte Frau erst recht.

Aber dem Lorenz passte heute das Arbeiten nicht. Nun, er würde sich schon herauslügen.

Er sah plötzlich düster in die sonnenlachende Landschaft. Eine steile Falte stand zwischen seinen dunkeln Brauen.

Gott, diese ewige, ewige Arbeit, zu der sie ihn zwangen! O ja, sein Pflegevater sorgte schon ausgiebig, dass das Gemeindekind "seine Kost verdiente"! Die älteren Kinder der Familie mussten zwar auch arbeiten, aber so nicht . . . so nicht. Sie kriegten doch wenigstens ein bisschen freie Spielzeit. Für den "überzähligen" Lorenz aber gab es kein Erholungsstündlein.

Er musste Nähnadeln aufziehen. "Leichte Kinderarbeit" nannte man das, aber es war bitterschwer. Tausend Stück zu drei und einem halben Pfennig! Musste Angelhaken biegen, Glasperlen in Säckchen sortieren.

Als er grösser und anstelliger wurde, musste er Druckknöpfe für Handschuhe zusammenstellen. Das war noch das Anstrengendste, denn das Eindrücken der Federn in die Druckknopfhülsen war eine saure Arbeit. Sie wurden mit einer Eisenspitze gewaltsam eingezwängt. Oft zerstach Lorenz sich dabei die Fingerspitzen, sodass er mit den übermüdeten Handgelenken und wunden Fingern nicht imstande war, seine Schulaufgaben zu machen — was übrigens in den Augen seines Pflegevaters wenig zu bedeuten hatte und höchst überflüssig war.

Lorenz schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und schluchzte auf. "Mutter! Mutter!"

Der ganze Jammer seines Lebens stand wieder vor ihm. Hin und her gestossen, überall nur geduldet, verachtet — — keiner fragte danach, ob es ihm wohl oder wehe war.

Er sah verwahrlost aus, bleich und mager. Seine Kleider hatten Risse und Löcher, die keiner flickte. Sein üppiges braunes Haargekraus, die einzige Schönheit, die er von der Mutter geerbt hatte, hing ungepflegt in die Stirn. Das Schlechteste war für ihn gut genug, die magersten Bissen fielen ihm zu — er musste immer spähen, wo es etwas zu erwischen gab, denn er hatte immer Hunger. Martin und Mariechen und Karl, die Pflegegeschwister, pufften und knufften ihn, wo sie konnten. Die kleineren Kinder musste er hüten, mit den lästigen Schreihälsern sich herumschleppen.

Eine Wut stieg mit einemmal in ihm auf. Ratlos starrte er in die Weite, als müsste daher Hilfe kommen.

Ob er einfach fortlief? Mal hinauslief, immer weiter, bis wo die Welt zu Ende war?

Oder ob er gleich von der Brücke in den Bach sprang? Hier an der Mühle war er tief. Dann war alles zu Ende . . .

Ein schadenfroher Zug lief über sein Gesicht. Hah, dann hatten sie's! Dann konnten sie ihn nicht mehr zur Arbeit kriegen und hatten das Nachsehen! Das gönnte er ihnen gerade . . .

Seine Augen irrten ziellos am Ufer entlang. Doch da wurde der Blick gespannt: Was war denn dort im Schilf für ein merkwürdiges Korbgeflecht?

Richtig, das mussten die Reusen sein, die der Müllersepp dort legte, um Aale zu fangen!

Ah, die würde er ihm aber mal kaput machen!

Vergessen war, dass er lieber tot sein wollte. Er sprang eilig vom Geländer und mühte sich am Bachrand, die langen dünnen Weidengeflechte aus dem Schilf zu ziehen. Mit schadenfrohem Lachen zertrat er die Aalkörbe mit seinen derben Holzschuhen, schwang sich dann pfeifend wieder auf die Brücke und schlenkerte mit den Beinen.

"Lorenz! Lorenz!" riefs da mit scharfem Ton aus der Ferne.

Da, nun hatte der Hannes ihn doch erspäht! Luchsaugen hatte der! Verwünscht!

"Kommst auf der Stelle heim, fauler Schlingel! Nixnutz!" schrie der Mann. "Wart', ich

werd dir schon Beine machen. Komm nur, Bürschchen, sollst dein Teil schon kriegen!"

Erblassend sprang Lorenz herunter und schlich ahnungsvoll heim.

Der Hannes Lohmann war im Grunde nicht so bösartig, als es schien. Er wollte aus dem Gemeindekind nur möglichsten Vorteil für seine Hungerleiderfamilie ziehen. Und er war aufgebracht, dass der verflixte Junge ihn "betrog" und ganz vergnügt faulenzte, statt in der Schule zu sein oder bei ihm zu arbeiten. Das musste bestraft werden! Kinder solcher Herkunft konnten nicht hart genug gehalten werden, sonst schlugen sie über die Stränge — so war es seine Ansicht.

Und deshalb fielen, als Lorenz wie ein armer Sünder angeschlichen kam, in der kleinen Werkstatt die Schläge hageldicht auf ihn. Der Misshandelte schrie aus Leibeskräften und biss zuletzt den Hannes ins Bein, was diesen noch blindwütiger machte.

"No, no, Gevatter, mal 'n bissken sanfter mit die jungen Pferde," kam da beschwichtigend eine Stimme durchs offene Fenster. Das gutmütige Gesicht des nachbarlichen Flickschusters schaute missbilligend herein. "Nur nicht so wild! Man kann leicht was zuschanden hauen, Gevatter, was einem nachher leid tut, sozusagen."

"Sozusagen" war der Lieblingsausdruck des Schuster-Toni.

Dies Hereinmischen in seine Erziehungspraxis nahm der Hannes Lohmann aber gewaltig krumm. Gereizt fuhr er herum.

"Was meinste damit? Soll ich den Jungen nicht mehr strafen dürfen, wenn er die Schul' versäumt, was? Heh?"

Der Schuster-Toni kniff die Augen ein.

"Ich mein' doch bloss die Hose, Hannesvetter! Dat hält der beste Stoff nich aus, so 'n Draufschlagen! Wär' schad, wenn sie ganz in die Brüche ging, sozusagen. — Ja, was ich noch sagen wollt', Gevatter — kann der Bub nachher für mich mal Schuhe zum Braukhoffbauern bringen? . . . Och was, die ausfallende Arbeitszeit ersetz' ich dir!" fügte er rasch hinzu. "Kriegst 'nen Groschen dafür. Ich hab keine Lust für den weiten Weg, hab's wieder auf der Brust. Asthma! Horch, da innen singen wieder alle Orgelpfeifen .... Also Bub, nachher kommst du."

Der Bub nickte heftig, mit einem frohen Aufblitzen in dem verheulten Gesicht, und der Kopf am Fenster verschwand.

Der Schustertoni, der mutterseelenallein in dem windschiefen Häuschen nebenan hauste, zwischen seinen Kanarienvögeln, Buchfinken, Dohlen und Haufen von zerrissenen Schuhen, war des Lorenz' einziger Freund. Das ging weit zurück, ganz weit — noch in die Zeit, da es noch keinen Lorenz gab... da die hübsche Suse mit ihren glänzenden Augen die Burschen anblitzte und doch keinen an sich herankommen liess . . .

Damals hatten die blauen Träumeraugen des Schustertoni der schönen Suse oft nachgeschaut. Seufzend hatte er sich dann abgekehrt. So ein Unschöner, Hagerer, mit dem ewigen Husten — und den hohen Schultern — der hatte bescheiden auf Liebes- und Familienglück zu verzichten!

Nun ja, es ging auch so. M u s s t e gehen!...

Der Toni war ein besinnlicher Mensch mit einem im Grunde kinderfrohen Gemüt, voll von Geschichten und lustigen Einfällen. Ein heimliches Stück von einem Dichter steckte unbewusst in ihm. Er las gerne in alten Kalendern und Zeitschriften, besonders von fremden, fernen Ländern, wo bunte Paradiesvögel herumflogen und seltsam geformte purpurglühende Blumen flammten. Da baute er sich seine eigene genügsame Welt.

Und er hatte auch seine eigenen krausen Gedanken über das Leben im allgemeinen und das harte Los des Lorenz im besonderen. Und hegte im stillen Herzenswinkel ein treues Sorgen für das Kind der ehemals heimlich Geliebten.

Er hätte es damals auch gern zu sich genommen; aber die Dorfleute hatten ihn ausgelacht! So ein einschichtiger Junggeselle, der noch dazu die halbe Zeit wegen Asthma zu Bett lag! Ob's etwa noch alte Anhänglichkeit an die schöne Suse sei, heh? Man wusste ja... So höhnte einer, der ehemals auch gerne der Suse nachgeschaut hatte.

Nun, der Bub war wenigstens sein Nachbar geworden. Und das war gut. Da konnte er ihn im Auge behalten.

Wenn der Lorenz mal seinen Pflegeeltern entwischen konnte, dann war er gewiss beim Schustertoni. Da war's fein! Der hatte Sommers und Winters immer was für einen hungrigen Bubenmagen; ein Aepfelchen, etliche Nüsse, oder auch mal ein Stück Brot und einen guten Bissen für einen stark wachsenden Jungen — gar nicht zu denken an all die Geschichten und Schnurren!

Und was gab's da alles zu schauen in der Stube, unter dem Getier und auch unter dem alten Gerümpel, in dem oft so merkwürdige Dinge zu entdecken waren! Und gar die zahme Dohle, die ganz deutlich: "Ich pfeif was auf die Welt" sprechen konnte!

Das Wunderbarste aber war die Schusterkugel, die grosse, leuchtende, mit Wasser gefüllte Glaskugel über dem Schusterschemel, in der sich alles so schön spiegelte, manchmal in allen Regenbogenfarben, und die so seltsam das Licht zurückwarf. Ganz märchenhaft sah das aus! Man konnte sich allerlei dabei denken.

(Fortsetzung folgt)

————o————

Lüge, wie sie schlau sich hüte,
Bricht am Ende stets das Bein;
Kannst du wahr nicht sein aus Güte,
Lern aus Klugheit wahr zu sein.

Geibel

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. Feb. 1946 No. 5

Between You and Me . . .

* Within the next few weeks Archbishop James Charles McGuigan of Toronto will be leaving for Rome where he together with other Cardinal-Elects will receive the Red Hat in a ceremony which will do honour not only to his person but also to his country and fellow-Canadians. Since the Pope's announcement of his nomination as Canada's second Cardinal, he has been the recipient of many congratulations not only from Catholics and the public bodies of his own Archdiocese but also from many non-Catholics throughout the country. Having spent some years in the West as Bishop of Calgary and Archbishop of Regina, it is but natural that His Grace should have many friends on the prairies who wish him God's continued blessings. Amongst these friends is the Marienbote. It was while he was Archbishop of Regina that the Marienbote was founded. Hence it is but natural that the Marienbote should send its congratulations and best wishes to one of its earliest friends, Cardinal-Elect James Charles McGuigan, Archbishop of Toronto.

* The world admires and decorates the man of courage, the physically brave, but God sanctifies and crowns the man of courage, the spiritually brave. In his article, Father John O'Brien tells us about the causes of discouragement and despair and of the most effective methods of regaining spiritual fortitude. "Courage to Rise" may well bring hope to many.

* That "Christ was a Working Man" may sound strange to many but to mankind it has brought the only real solution for our social difficulties. Mary Lanigan Healy tells how this brings about the real union of the working classes.

* Clara Perman's "He wanted an 'E' in Stationary" provides not only a good story but also a lesson or two for most of us.

* The Doctor is worried about your bridge partner's metabolism (whatever that is) and so he asks you to read his article in this and the next issues.

* February is called "Catholic Press Month". Most subscribers to Catholic publications know the good which Catholic periodicals have done and are doing. Some even encourage and support their editors' hopes and ambitions for the future. Unfortunately, however, not all of the readers understand the difficulties which circumvent and hem in such plans and their fulfillment. If they did there would be no need to remind them that a magazine is only as good as the support it receives from its readers and subscribers. May we ask you to obtain another new reader, another new subscriber to the Marienbote? May we remind you to look at the address label on this copy and to bring it up to date by forwarding us your own renewal subscription? We appreciate all the help and encouragement which you can give the Marienbote. Thank you. Au revoir.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

On the Paths to God

ST. THOMAS says that there are five ways by which human reason arrives at the existence of God, that which begins with motion in the universe around us and arrives at God, the Unmoved Mover, that which begins with the effects and causes in the universe and arrives at the Uncaused Cause of all, that which begins with the dependent things around us and arrives at the One Absolute Independent, that which begins with the order and harmony of this vast world and arrives at the Supreme Intelligence governing all, that which begins with the limited perfection in creation and arrives at the Unlimited Perfect.

These five ways or paths lead us to the all-perfect Source of the natural universe in which we live. But the Christian who has made divine revelation and the Gospel of the Redeemer his rule of life finds in the supernatural order other paths which constantly lead his mind and heart to God, his Father, the Source and Author of divine grace. And these paths of the mind and heart, though not in themselves proof of the existence of God, do serve to bring the Christian soul close to God. They wonderfully confirm the conviction of reason and faith, for they penetrate more deeply into the mystery of the existence of God and His ways of dealing with men. They are the ways God follows in coming to His creatures and are additional paths which the Christian may study in going to Him.

If we study the workings of divine grace in the world, the conversion of fallen man from sin, the practice of Christian virtue, especially those virtues which filled the pagan world with wonder, chastity, patience, love of fellows; if we ponder the marvelous spread of Christianity in all ages; if we study the preaching and labor of apostolic men; if we note how young men and women enter upon religious vocations and how the crowds practise a deep devotion during their attendance at Mass—if we study all this we must be filled with admiration at the "movements" of divine grace which lead us back to that Supreme Mover who draws all things to Himself.

To turn the hearts of fallen man to the exalted standard of Christian virtue is beyond the powers of the mere water of baptism and the words of a mere man for these cannot change a child of sin to the child of God; nor can mere man change a child of God to a soldier of Christ, and of the soldier a priest with the power to change bread and wine into the Body and Blood of Christ. Such effects demand a higher cause; they are possible to the Supreme Cause alone.

No less in the supernatural than in the natural order is man dependent upon God. No matter which kind of grace is needed, man's dependence upon grace leads him to Him Who is Supreme Independent, the One Absolute God.

Just as in the order of nature one sees the reflection and the work of its Maker, the All-Wise Ruler, so also in the realm of the Supernatural one sees how the divine economy has so arranged that out of the fall of man, the splendor of man's higher destiny, the bounteous Redemption, the beauty of the Church, the wonderful sacraments, and the varied gifts of grace should lead man to the Author, the Supreme Intelligence, the Providence.

And finally, if the degrees of perfection in the universe about us leads us to the All-Perfect, what shall we say of the perfections we find in the world of grace, the Christian virtues in a welter of pagan sin, the patience of Christian mothers, the fidelity of Christian spouses, the virginal chastity of the consecrated religious; and still higher the heroism of the many saints, confessors, martyrs; and higher still, the glorious sanctity of the vocations of the Apostles, of St. Joseph of Nazareth, of the Blessed Virgin Mary? Do not these degrees ever a ascending lead to the God Who is all-holy, the source of all holiness?

These five paths from God to us and from us to God are all paths of divine mercy established by God solely for our sakes that we may know Him, love Him and serve Him for His greater honor and glory and for our own temporal and eternal happiness.

Courage to Rise

Sin is like a drug that lulls the conscience to sleep but prayer can bring the grace to stab it wide-awake

By REV. JOHN A. O'BRIEN, Ph. D., LL. D.
The University of Notre Dame

COURAGE lies at the bottom of hope and of redemption. Few indeed are the people who go through life like a shining Apoolo without ever stumbling along the way. Mistakes of mind and of heart spell out most of the history of mankind. "Life," remarks a character in the play, 'Madame X,' "is just one mistake after another all the way to the top," It is human to err, and divine to forgive. The French have a proverb which says: "To understand all, is to pardon all."

While mistakes, shortcomings, sins, are part of the experience of every human being, the courageous soul will not remain lying down, but will rise up every time he falls. His falls will attain a high stability of noble conduct which is one of the most precious achievements of life. The man without courage who falls is likely to remain in that state. Dereliction follows upon the heels of dereliction. For the tides of psychological aspiration work against him.

Who is there who having fallen does not find it easier to indulge in a fresh lapse? What difference will another slip make, he asks, since I am already in moral exile? It is of supreme importance for an individual to combat that defeatist philosophy by lifting himself up at once, seeking in humility and penitence the pardon of the Most High, and rallying all his forces to prevent a relapse. Let him say with the prodigal son: "I will get up and go to my father, and will say to him, Father, I have sinned against heaven and before thee. I am no longer worthy to be called thy son; make me as one of thy hired men."

The mercy he will receive from his heavenly Father is mirrored in the scriptural narrative: "But while he was yet a long way off, his father saw him and was moved with compassion, and ran and fell upon his neck and kissed him . . . But the father said to his servants, 'Fetch quickly the best robe and put it on him, and give him a ring for his finger and sandals for his feet; and bring out the fattened calf and kill it, and let us eat and make merry; because this my son was dead, and has come to life again; he was lost, and is found'." The makings of character include handicaps, deficiencies, troubles, even moral lapses. They are the raw material out of which strong and noble character can ultimately be fashioned through courage, penitence and the grace of God which is never wanting to those who try.

"One must think of one's sins," observed a fearful and worried soul.

"So as to repent them, yes," replied the priest-novelist John Ayscough. "After that as little as possible."

"A Pure Cross"

"Annoyance with ourselves tends to dishearten us, to fill us with the sensitiveness of self-love, to discourage us in the service of God, to impede our progress, to make us seek relief in ways contrary to grace, to wither and distract us, to exhaust the soul and prepare the way for repugnance and despair of perseverance," says Fenelon in his "Spiritual Counsels." "Nothing hinders our souls more than interior vexation with our faults when we yield to it voluntarily. But if we bear with ourselves and our imperfections, without consenting to the dictates of self-love, then the suffering caused to us is a pure cross, and consequently a means of grace. Let such sufferings pass by, as we would let an attack of fever or a headache pass, without doing anything that could aggravate the evil."

The harried soul who is forever mulling over mistakes and derelictions worries himself sick and depletes the store of energy and hope. Let the sins of the past be repented. Then let them be buried in the graves of the past, without forever



digging up the skeletons and dangling them as gruesome specters before one's terrified gaze. It is necessary to live in the living present and to summon courage anew to face the tasks of each new day.

Worry not o'ermuch o'er future,
Nor regret the past too late.
They who struggle with the present
Move the hand that shapes our fate.

That great student of the spiritual life, Father Mateo Crawley-Boevey, tells of a scrupulous person who was forever returning to her spiritual father confessing the same sin over and over again, and with apparent concern that it had never been forgiven. Wishing to teach her a much needed lesson, the confessor asked:

"What other sin have you committed?"

"None," she replied.

"Oh, yes," he said. "You have failed to mention the greatest of all."

"What is that?" she asked in horror.

"You doubted the mercy of God. That is the capital sin."

"Go Then and Learn . . ."

In his masterpiece, "The Following of Christ," Thomas a Kempis brings help and courage to all worried souls with the following counsel:

"Son, patience and humility under adversity please Me more than much consolation and devotion in prosperity . . . Man thou art, and not God; thou art flesh not an angel. How canst thou continue ever in the same state of virtue, when this was wanting to the angels in heaven and to the first man in paradise? I am He who raiseth up to safety them that mourn; and them that know their own infirmity I promote to my own divinity."

In those words of the holy writer, one catches an echo of the voice of Christ saying: "Go then and learn what this meaneth: I will have mercy and not sacrifice." And of that other utterance of the Master to the crowd about to stone to death the woman taken in the sin of adultery: "He that is without sin among you, let him first cast a stone at her."

No more striking case of the courage to rise from a long career of sensual living to a life of virtue and nobility is afforded in all history than that of St. Augustine of Hippo. At 17 he was the father of a son born out of wedlock. For 15 years he was held in the thralldom of a paramour. Often did he cry: "Give me chastity." But then, fearful of the restraints it would entail, he would add: "But not yet." The "yet" was a long time coming. Not for lack of light but for lack of willingness to put his house in order. Finally he arose from his bondage. With one of the most valorous thrusts in history he cut the Gordian knot that bound him to a sensual past and plunged into a new life of virtue and holiness. Not only did he abandon the profligate ways of the past, but he applied himself with such zeal to works of penitence and virtue that the fragrance of his holiness spread far and wide.

His two great books, "Confessions" and "The City of God," belong to general literature and appeal to every soul. The "Confessions," in which he tells with humility and shame of his dalliance with sensual vice, mirrors a theology which has been fused in the crucible of a single life and narrates the history of God's actions upon the individual. "The City of God" is theology framed in the history of humanity and describes the action of God upon the world at large.

His resurrection from a career of sensuality to a life of heroic sanctity will long remain as a testimony of the power of a courageous soul to break the shackles of the past and embark upon a new path. It remains as a rainbow in the skies, giving light and hope and courage to all who are striving to achieve a similar resurrection.

Religion Inspires Courage

For the conquest of moral handicaps and the escape from the bondage of evil habits, religious faith is of first importance. One can consult a psychiatrist, unfold the past endlessly to a psychoanalyst, and visit the psychologist times without end, and still remain in the toils of sensual practices. Religion brings the sinner face to face with his God. The individual who turns to God in prayer never finds his prayer unanswered. No one can be long in the presence of a genuinely good person without being ashamed of his evil-

doing. No one can place himself repeatedly in the presence of God, the source of all virtue and the author of all holiness, without having his conscience quickened and his heart purified.

Like an opiate, sin drugs a conscience to drowsiness and stupor. Prayer stabs it wide-awake. One of the basic factors causing the disintegration of personality and filling the mind with phobias, complexes and mental tics is the sense of guilt. Such persons plague the psychiatrist for relief, when relief is within their reach. Turning to God in penitence and prayer will work wonders for the soul burdened and restless with its sense of guilt.

The eminent psychiatrist, C. G. Jung, speaking from the experience of a busy professional life says: "During the past 30 years, people from all the civilized countries of the earth have consulted me. I have treated many hundreds of patients, the larger number being Protestants, a smaller number Jews, and not more than five or six believing Catholics. Among all my patients in the second half of life—that is to say, over 35—there has not been one whose problem in the last resort was not that of finding a religious outlook on life. It is safe to say that every one of them fell ill because he had lost that which the living religions of every age have given to their followers, and none of them has been really healed who did not regain his religious outlook."

Religion constitutes a powerful ally of the individual who endeavors to face the trials and adversities of life with fortitude and courage. Why? Because it brings before his mind the supreme being who is alone the guarantor of the rationed organization of the universe and the underwriter of its moral values. "There are no eternal values," observes Professor William Ernest Hocking, "unless there are eternal valuers." Life cannot be "a tale told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing." Why? Because God is infinite wisdom and the work of His hands cannot be without meaning or purpose.

Religion clothes all life, even the dreariest of our days and the most menial of our labors with a transcendental value and a divine significance. Religion stands as a reminder of the infinite worth of the human soul and of the sanctity of the human personality. It gives therefore the assurance which every sojourner on this planet in the skies so sorely needs at times: that he does matter, and matter beyond all the power of man to count. In religious faith is found a wellspring of courage to fight on against all odds for the decencies of life. From religion stems the conviction that, as Dostoevsky said, "people are people and not the keys of a piano." Buttressed by religious faith, courage is able to transform obstacles into stepping stones, liabilities into assets, and adversity into a stairs whereon mankind can scale the heights of life's supreme achievements.

Christ Was

TWO men strode along the waterfront of San Pedro one grey day in January, 1937. A dank fog-ridden wind beat against them, but seafaring men though they were, they were unmindful of the weather. Something else was on their minds.

Out of the bank of mist plunged a small boy. At sight of the two men he halted and offered each a leaflet from the parcel of similar ones in his canvas sack.

"Hey, what's this?" a gruff voice demanded, and a big hand closed over the boy's shoulder until the leaflet was investigated. "What kind of stuff is this you're givin' out, kid?"

His companion added, "If they think they can settle a strike by handin' out literature along the waterfront, they're pretty much mistaken. Our boys won't be sucked in by that."

The big form looming over the boy's asked, "Who put you up to this? Ain't you got enough sense not to work against your own people?"

Shrill but unfrightened the child's answer was like a knife in the gloom. "Leggo my arm. Ya hurt. And don't you dare to say I'm against my own."

This was too much. Both men roared with laughter and one asked, "What's your name?"

"Pete Roberts. And Father McLaughlin sent me out, so he did."

"Roberts, eh? I expect that makes you O. K. Ed Roberts works alongside me. You won't take any lip off of anybody will you, kid?" Laughter was still in the tone which had been so gruff

A Working Man

Each human being finds his true dignity as a brother of Jesus Christ, Who was not only the King of Kings but also a humble working man

By MARY LANIGAN HEALY

at first. "See to it you never do."

The situation was summed up by the other man. "If it's from Father, then it's not against us. Beat it, kid, and get home to your ma by supper time."

At numerous other points in San Pedro, the leaflets were being as skeptically received. In the strikers' kitchens, in the club rooms, on street corners, groups of men were busily discussing the information the lad was passing out on instructions from the parish priest.

A Workingmen's Mission

Where men lounged sullen faced in a far corner of a club room, one member of the group cleared his throat and read aloud, "'A Mission For American Seafarers by Father Martin C. Keating'."

Heads lifted in interest. After all, any diversion is welcome when men used to hard and tiring work are left day after day with time alone on their calloused hands.

"What else does it say!" someone prompted,

Encouraged by this manifest interest, the reader extended the leaflet as though it were a parchment scroll and continued. "'Auspices, St. Robert Bellarmine Guild for Labor and Industry, Apostolate of the Sea, 413 South Beacon Street, San Pedro, California.' How does that sound?"

"O.K. What's wrong with it?"

"Sounds like straight stuff."

"Let's have the rest of it."

There was enough true drama in the titles of sermons that followed. The reader didn't need the grandiloquent air with which he had begun. In that the missioner had been a good many knots ahead of him.

"Whither Bound, Sailor?"

"What's Your Ship?"

"Know Your Captain?"

The salty sounding phrases carried right into the challenging questions: "What's Wrong With Capital?"; "What's Wrong With Labor?"; "Who Will Reconcile Them?" And the final unmistakable order, and inevitable inclination of those whose allegiance has been given to any vessel: "Stay by Peter's Ship!"

Issues Are Faced Squarely

From the start it was easy to see that the mission conducted at the Apostolate of the Sea was no ordinary one. Nor was the priest who led it an ordinary missioner.

When the maritime strike of 1937 reached such a deadlock between capital and labor that a solution seemed remote and vague, Archbishop John J. Cantwell of Los Angeles sent an SOS to one of the most able of Peter's crew. Very Rev. Martin C. Keating, pastor of St. Robert Bellarmine church of Burbank, California, had long ago convinced labor that he is its sincere friend. More than that, he has demonstrated the further significant fact that he is not capital's enemy. His creed is that of the brotherhood of man, wherein each human being is granted those rights and privileges to which he is entitled as a brother of Jesus Christ, Who was not only the King of Kings but also a humble working man.

It is not difficult to visualize Msgr. Keating, down on the waterfront, preaching to the disgruntled men of the sea. He is a fine figure of a man, tall and ruddy skinned, with distinguished grey hair and straight gazing blue eyes. As a speaker he enjoys that approbation that those who have a message and the eloquence to offer it, always know. He is much in demand as a dinner and radio orator. It is typical of him that he accepts only those engagements which do not conflict with the routine of parish affairs.

Crowds of Listeners Grow

Looking back now, the monsignor terms the Maritime mission his "Curbstone mission." It was indeed that. There was no hall available to house the hundreds of men who gathered daily to participate in the mission, so the missioner stood out on the sidewalk and talked things over there. Wouldn't St. Paul have followed a similar course of action had he made San Pedro one of his preaching stops?

"The Apostolate of the Sea" was a little salvage shop used by the Saint Vincent de Paul society and loaned for the emer-

gency. There a table was placed to serve as an altar for the Holy Sacrifice, and the monsignor, a veteran of World War I, took along his old army kit to provide the essentials for the services.

The men were urged to "take an inventory of your relations with God and man." They were told that the missioner would be "anxious to meet you before or after services." Rosaries, scapular medals, prayer books and timely pamphlets on the question of capital and labor were given, thus offering concrete proof of the interest of Mother Church in the spiritual and social welfare of those concerned.

When the mission closed, the monsignor promised to return each week end and offer Mass for the men's intentions until the strike was settled. Two Masses were said on the Sunday following the closing of the mission, and the strike was settled the very next day.

Catholics Have the Answer

In these distraught days, when capital and labor strain against one another, it seems significant and worthty of the thought of those disputes, that the maritime strike of 1937 along the California waterfront reached a satisfactory termination only after the representative of Christ the Working man suggested "His way" to His brothers.

As chaplain of the California Federation of Labor, Monsignor Keating recently wrote in a column in "The Southern California Teamster", a publication issued by workingmen: "No practical solution of the labor and capital question will be found apart from the spirit of Christ the Worker ... If ... we love America; if we believe in the brotherhood of man under the Fatherhood of God, in equal opportunity and freedom for all of God's children, let us turn from greed, from pride, to follow after truth and justice and love, as personified by Christ the Worker Who became all things to all men in order to win all men to God the Father."

Hard Work Is Important ...

Democracy is at present engaged in a fight for its very survival. It is the workingman who is making possible that fight.

Recently all those men who registered as of service age received "occupational questionnaires." Reading down the list of occupations it was noticeable that the man of trade, the man of a certain skill, was mentioned over and over again. "Carpenter, welder, blacksmith, farmer" were only a few of those there. The workingman is important in the present scheme of things. It is only out of his loyalty and his ability that we as a nation have kept 'em flying and rolling and sailing toward the spot marked by the big V. The peace which came after this awful conflict must be the peace of Christ the working man.

It is a great help in daily living to reflect on the fact that

A VICTORY

An American War Veteran Puts

IT appears that diplomatic relations between our Government and Spain will soon be severed, but we still maintain that this would be a victory for the Soviet Union. Recently we read that France wanted the relations broken; but that does not mean that the people of France wanted it any more than the people of the United States would want it if public opinion had not been built up by propaganda emanating from Communist sources. It so happens that the Communist Party is the strongest Party in France.

We know of no better way of presenting the case of Spain than to publish a letter written by a veteran to the Louisville "Courier-Journal" after that paper, on November 23, carried an editorial captioned "The Case of Franco Is Not Forgotten."

This veteran laughs off the whole idea that Spain can be any menace to the United States, or any of the rest of the world—and that is the proper way of looking at Spain's case.

The Veteran writes:

"After reading your editorial, 'The Case of Franco Is Not Forgotten!' in your November 23 issue, I went into a deep dream in which I imagined that I had been missing out on some of these world affairs during my three-year tenure in the Army. Here we were victorious in a long war against the enemy, only to find that Fascism is still oppressing the people! Evidently this Franco guy was still pulling fast ones while the war was going on, picking up territory after territory.

"In my dream Spain was thrusting its tentacles toward North Africa, behind our backs, while we fought on up the Italian Peninsula, and just after we had taken that same African land! And I can see her reaching out for all of

for the REDS

Case For Spain In Clear Light

France in sneak attacks, while Patton, Hodges and Bradley were attempting to end the war in German territory! And the Russians are clamoring to rid the world of this Franco, too. He's right at their door step—why, he must already have Switzerland, Hungary, Roumania, and part of Austria under his domination! And poor defenseless Moscow is sitting up there all by herself, begging and pleading with Great Britain and us to end this rampage before it engulfs any more of the world; I can stand this dream no longer, for it's now a nightmare and all I see is Spain! Spain ! ! Spain ! ! !

"I awake with a start. There can be no delay! I don my coat, rush out of the house and, finally making it to the Army Recruiting Board, tell them to put me up for reenlistment. Impatient at sitting around for the long wait, my eyes wander to a recent map of Europe and I excitedly look at its outline, fear the worst.

"Lo and behold, I find that Spain is but herself and no more, minding her own business, and that poor little Moscow now has a lot of Hitler's old territory, including Latvia, Lithuania, Esthonia, East Prussia, eastern Germany, Poland, Czechoslovakia, Hungary, Roumania, Bulgaria, Yugoslavia and eastern Austria; is stirring up trouble in Iran, France, Belgium, China, and the Dardanelles, also Venezuela; and has a noose around Finland's neck, leading her along blindly. (Could it be Russia has a housing shortage, too?)

"I head for home with my faith in humanity gone, and am unable to eat my supper because I partook of another of those editorials and it made me sick at my stomach again,

"A VET"
Louisville."

—O.S.V.

Jesus of Nazareth, Who bought our redemption with His life, was once a man who worked for his living. To think of Him in the carpenter shop, day in and day out, hammering and using the tools of his trade, is a solace to any of us when we are "fed up with it all." Monotony there is in daily work, fatigue and discouragement, but there is more than that. There is a glory and a satisfaction in working with one's hands, which few synthetic experiences can touch.

. . . and Honorable

The mother of three small sons told me recently, "All of our savings are being put away so that our boys will have a college education. We want them to be happy."

Of course she wants them to be happy, but how can she be so shortsighted as to think that a college degree will purchase happiness? Perhaps a count can never be taken, but it seems much more likely that the bulk of happiness lies in those simple homes where the head of the house wears working shirts without the benefit of white collars.

Ireland has been fondly termed "The Isle of Saints and Scholars." As fittingly it might be enlarged to "The Isle of Saints and Scholars and Hired Girls." The sons and daughters sent to America from the isle were those not too proud to work, but on the other hand, so proud they welcomed labor. The hired girls who moved in other women's kitchens for a wage are the same mature women who move now in their own kitchens where the wage is the love of the husbands and children they serve. So too was there a woman in that kitchen of Nazareth, a woman who cooked for her family and cared for them every day of the week, not just on Thursday, "cook's day off."

. . . and Satisfying

It is an inspiring sight to watch Negro cotton pickers in the south. There they are, out in the ripened fields, mother and father and grandparents and children. All are hard at work and the crop is being expertly and swiftly gathered. Overhead the sun is hot and the bodies of the workers are drenched in perspiration.

But they are singing as they work! Up and down the fields the song beats, its rhythm as much a blend of the whole as the chance breezes that move the growing stalks. Surely that is a wonderful thing, that working and singing and acceptance of "sufficient unto the day."

One morning I looked out my front room window and saw a picture I shan't soon forget. Repairs were going forward on the roof across the street. The man who must have been at the shingling for an hour or more paused at the moment I looked out, and stood erect. His broad bronzed back was bare and as he stood, high above the street, he might well have been a figure of metal—"The Triumphant

Workingman." There was an inexplainable rightness in the sight of a strong man laboring barebacked and sweating in the sun.

The fact that the movement to solve the problems of labor and capital is founded on the brotherhood of all men is indeed a healthful one. Monsignor Keating is outspoken and fearless in his cause. As a result he has won the respect of all sects and stratas of society.

The parish where he heads the flock is that of St. Robert Bellarmine. Fitting it is that St. Robert should enter into the campaign for the well-being of the working man. Almost two centuries before the Declaration of Independence was written by Thomas Jefferson, Cardinal Robert Bellarmine was saying and writing the selfsame philosophy we revere today in that immortal American document. "All men are equal" is the theme song of those who would swell it into a divine symphony.

It was the St. Robert Bellarmine Guild for Labor and Industry which sponsored the colorful and successful "Curbstone mission" and it is in the Church which bears his name that one of the few portrayals of the adult Christ actually working with St. Joseph in his shop is found.

For many years there have been movements in Europe to unite Christian workers under their allegiance to their fellow Worker, Who is also their God. It is commendable that American labor is taking so graciously to the cause of understanding, justice and charity.

It is not to be expected that old grudges and hates will be miraculously dissolved once the effort is made. It is, however, logical to believe that each individual worker can hasten that happy state by the realization and appreciation of his common task with that of Christ, Who came on earth to earn His bread by the sweat of the brow destined to wear a crown of thorns.

Father S. Baderski, O.M.I. Silver Jubilarian



On the 18th of December, Reverend Father Stanley Baderski, O.M.I., celebrated his Silver Jubilee to the Holy Priesthood.

He was born in Wilno, Ontario, in 1895. From 1908 to 1914 he attended classes at St. Boniface College from the Juniorate. He then entered the Oblate Novitiate at Lacine, Quebec. He completed his philosophical course of studies in the Oblate Scholasticate at Ottawa. He was then sent to the Oblate Scholasticate at Edmonton where he finished his theological studies and was ordained to the Holy Priesthood by Archbishop O'Leary on the 22nd of December at St. Joachim's Church, Edmonton. He is our first Canadian Oblate of Polish origin.

In the summer of 1921 he was sent to Poland to teach and to preach missions. He returned to Canada in 1931 and preached missions until September 1933. He was then made pastor of the Holy Ghost Parish, Winnipeg. In 1940, he resumed his missionary activities in Canada and the United States. In 1944 he was made pastor of St. Henry's Church in Melville.

It was here that his silver jubilee was celebrated. The celebration opened with a solemn High Mass at which the Jubilarian was celebrant. He was assisted by Father Prokop, O.M.I., as deacon, and Father Bednarz, O.M.I., as sub-deacon. The Very Rev. Fr. Provincial, J. Boekenfoehr, O.M.I., gave the sermon for the occasion and read a telegram sent the Jubilarian by our Holy Father. Other Fathers attending were: Father J. Schulte, O.M.I., from Allan, Sask.; Father Ueberberg, O.M.I., from Grayson, Sask.; Father J. Riedinger, O.M.I., from Killaly, Sask; Father Kosian, O.M.I., from Lemberg, Sask.; Father Buchwald, O.M.I., from Tolstoi, Man.; Father Michalicz, O.M.I., from Selkirk, Man.; Father St. Jacques from Marieval, Sask; and Father Shalla, C.SS.R., from Yorkton, Sask.

A banquet, sponsored by the Ladies of the Parish, was held in the Parish Hall. Purses were presented to the Jubilarian by both the men and the ladies of the parish.

Immediately after the banquet, a concert in honor of the Jubilarian, was staged by the children of the parish. After presentation of the gift by the children, the Jubilarian addressed the gathering. The Very Rev. Father Provincial closed the evening with a few very appropriate words.

HE WANTED AN "E" IN STATIONARY

By CLARA PERMAN

SO there was a wreck ahead and the train had to stop in this sleepy looking university town until the tracks were cleared. It would be hours, the conductor told the sergeant. The boys, already out on the platform, heard.

Chalky looked at the weather-beaten station, the town behind it rising to the peak of a hill. It was hard to tell the big buildings on top from heavy clouds that were rolling nearer. The wind swirled cinders round and round in perfect circles on the brick platform, then lifted them in a quick attack on hair and into Chalky's eyes that couldn't secretly take care of black matter.

"Well," said Mac, his buddy, "when an object isn't moving between two points it's stationary. Which means—" He started back into the car. Chalky knew he was going for writing paper.

"Which means an 'e' in stationary to you," said Chalky. "Sounds like you'll have time to waste a lot of ink on the dames."

Chalky always pretended that writing to girls was just so much dribble, that girls were the bunk. He had to pretend that. He'd never had a chance to write to a girl. He'd never had a girl.

He walked around outside for a few minutes then went into the crowded station. Sure enough —as usual—a lot of the boys were writing letters. To the girl friends, maybe home. Chalky's dad didn't write letters. Sometimes Chalky sent him a post card.

Some of the boys were at the concession stand. Chalky put his hands into his pockets—and felt nothing. He walked to the other end of the station. It didn't help. That smell of hot dogs all seasoned up with garlic and plastered with mustard followed him wherever he went.

He guessed he wasn't starving or anything, but when a guy was lonesome he could always feel a little better if he could keep eating. They weren't going to be fed 'till the next stop. Saving for an emergency hadn't bothered Chalky much.

Another round of the station. Mac sitting there scratching pen on paper like his life depended on it, then looking at the ceiling as though all the words were written out up there for his copying. He didn't see Chalky go by.

Chalky wandered over to a back window. If he had a girl friend, and wrote letters to her—he'd be like the other fellows. He wouldn't be so—so all by himself.

Mac always had a slew of girls. He could pick one up anywhere. He was big and dark and could always think of things to say. When you were little and white-headed and had never been around girls to talk to them, it wasn't easy. If Mac introduced one to him, that part of his brain which made talk simply went AWOL. He just wasn't used to girls.

Through flying cinders and papers Chalky saw something black flapping. A long coat. No, not a coat. The door opened and a priest blew in like a black ship with all sails to the wind.

Several of the boys ran to greet him. He was Father to them whether they'd never seen him before or knew his name. And when he smiled Chalky sort of wished—well—his mother had started him out all right. But after she died, dad had sort of forgotten the Church, and Chalky had too. Until now—he was afraid if he went to get fixed up somebody would jump down his throat.

"Heard you boys were stranded down here," he heard this one say, "so the Newman club's getting some eats ready for you up at the hall."

* * *

We've gathered up a good-looking bunch of university girls to dance with you till lunch is ready," Father was telling the boys on the way up. And at the door he pushed them in saying, "Our president over there will take care of you."

Chalky looked in the direction of the pointed finger. Was she ever a queen! Tall, with dark hair and big brown eyes that sort of swam in a soft gladness. Mac was soon laughing and talking with her. Chalky knew she'd never see him. But all of a sudden there she was standing right in front of him.

"My name is Mary," she said. "As president of this club I'm ordering each boy here to dance at least one dance with me."

"I—I'm sorry but—I—don't dance." That was the trouble. He just didn't do anything the other fellows did. That was why he could never find a girl. She'd think he was a dim-wit proper.

"So you're the intellectual type. Books, I'll bet. Well, I have just the girl for you." She took him by the arm and piloted him over to a corner.

A girl was sitting there all alone. She looked sort of like a little scared rabbit when Mary started to introduce him. Her name was Ann.

Ann said, "How do you do," and then she sort of looked more scared like she ought to think of something else to say and couldn't.

As if he didn't know just how she felt. So he up and got real oratorical. "I'm told you belong to the select group of foot-savers, too."

She sort of got over being scared and said he made her sound like some kind of a brand of shoe.

"Well, now you'll have a heel attached," and

he sat down beside her. He thought he'd done pretty well.

"You'd better explain that or I'll move." She smiled. It made her face look like lights had suddenly been turned on. Maybe it was her teeth that did that. They were small and white as snow. There was a tiny one that grew up above the others. He knew she'd hate that tooth but he thought it was cute. It twinkled at him.

"Well if I wasn't I'd be able to dance, wouldn't I?"

"Then I'm one, too." She raised her eyebrows at him.

At that he was the one to get all flustered.

"Oh, don't let it bother you," she said quickly. "I don't dance because I'm an isolationist. My home is at a junction 70 miles from nowhere. Dad's agent there. I went through high school between trains, getting off one in time for the first class and catching one after the last. How could I keep up on—?"

Just then a couple galloped by, one hopping around his partner. "For instance," she went on, "I don't know whether that's jitter bugging, cutting the rug, slicing the apple, or—"

"It looks like too much swigging the grape to me," he said.

"Might you mean sour grapes?" She gave him that flash of smile that kept out any sting.

So the first thing he knew he'd told her about why he didn't dance—even about First street—and about how it was hard for him to make friends now in the army. Of a sudden he drew a short breath, "My! I never dreamed I could ever tell anyone all these things."

"A lot of people wouldn't understand," she said. "But I do. It's something like me here in college, I guess. You can't break in when you haven't run with the bunch. You must play with them in order to help make conversation. It's a cinch they aren't talking about work."

Ann went on, more as if talking to herself. "But—as I look back I can see I was plain mousey. I could have stayed over for the Friday night parties and dances, gone home the next morning. But, oh, no. I was afraid I'd do something wrong, not have the right kind of dress. Simply didn't have the courage to learn by my own mistakes, take what came on the chin!" She looked up at him with lips drawn into a tight little circle.

It was his turn to raise eyebrows at her. "Me, too?"

"Yes, you too! I'll just bet when you got the idea they questioned your First street residence, you ran and hid every day after school instead of fighting it out, proving to them you were okay. So—who can we blame?"

Chalky had been called shy, reticent, timid, reserved, even bashful—but—golly—

Ann was looking at the dancers now. Chalky could tell how much she would like to be out there on the floor. He knew what was behind that lonely wishful look. Of a sudden he found himself wanting to do something about it.

"What do you say, Ann, when it's all over we'll find a dancing class somewhere, then together we'll crash all the gates, do what other people do, then we can talk to them. Then no one can say we're chicken-livered—cowards!"

"Oh, Chalky!" She drew back. "I hope I didn't hurt you with my little tempest in a teapot. Guess it had just reached the stage to lift the lid when you came along. I'm sorry. I didn't mean to intimate you were anything like that." She did look sorry.

"I liked you best when you were spouting." He grinned at her to let her know it was all right. "So don't go mousey on me again!" And, by cracky, he didn't want to be mousey either. "Why not crash a gate right now," he said boldly. "They say dancing is only walking to music." He stood in front of her.

Ann gasped. "So this is what comes of preaching. Oh, Chalky, no, I—I—" Then she jumped up. "Well, guess I can't refuse a dose of my own medicine."

But they hadn't gone two steps before someone bumped them. It pushed Ann a little closer to him. That he didn't mind. But he had stepped all over her.

"Ann, I'm afraid you're getting the worst of this. It isn't a matter of taking it on the chin at all. So—we're right back where we started."

"Where we started nothing!" She laughed a merry little laugh. "We've graduated from the foot-saver's class."

She was game, all right. So they went on, taking each bump as a challenge to the chin only.

"About that date, Ann," he said when the music stopped, "that gate-crashing date after—remember? I mean it."

"Then—I'll be looking forward." Her eyes went all shiny. "It'll be fun, crashing those gates together."

The way she said—together. It looked as if she really meant it. He guessed people didn't always have to say slushy words for you to know things.

Then it came. Like the thrill of going down a roller coaster. She'd write to him while he was gone!

"How are you on the letter writing business?" he asked.

"I ought to be good. Write to about 20 overseas men."

His head gave a quick jerk. He could only look at her.

"They know in the club that I don't have any one of my own to write to so I'm given a list of boys who don't get letters and I see that they do. That's my war work."

"War work." That wasn't exactly the kind of correspondence he wanted. "Well, you're sup-

posed to write to this soldier—just for the heck of it." He didn't know where he'd be but he could get her address and let her know.

Before she could answer someone was reminding her that she was on the serving committee and needed pronto.

* * *

After they dragged her off Chalky sat down. He noticed, then, that Mac was helping Mary with the serving. Mac could think of everything!

And talk about food! A baker came in with pans and pans of rolls and doughnuts. "Heard you had a hungry battalion over here, Father, so I got busy." A dairy farmer donated a whole bunch of milk. Along came the girls with big trays loaded down with hot dogs and hamburgers. The boys followed with coffee and milk.

Hot dogs! That good old garlic and mustard! Onion in the hamburger, too, and some green pepper. Those smells usually teased his nostrils clear down to the bottom of his stomach. Somehow, though, Chalky didn't seem to be half as hungry as he thought he was. He wanted to talk. To Ann.

After everybody had been served Mary, Mac and Ann brought their plates over to eat with Chalky. And with Mac and Mary sitting there Chalky couldn't think of a thing to say. Neither could Ann. Both he and she sat like deaf mutes.

Mary thought it was up to her to get conversation going. "Did Ann tell you she writes to the soldiers? Maybe she'll add your name to the list, Chalky."

She couldn't have decided on a better topic to please Chalky.

But Mac thought he had to do his part to boost Mary's start. "If she writes to Chalky she'll never get an answer. His fountain pen's been dry ever since Pearl Harbor and he doesn't know what writing paper is."

"I've seen you pull out yours often enough to know," Chalky retaliated.

"Well, don't expect to mooch any off of me. I used the last sheet today—and, sweetheart, don't forget we won't be buying even a postage stamp till next pay day." Mac always liked to brag about being broke. It made Chalky blush to the tips of his ears.

Father was dashing around now with a basket heaped up with sugared doughnuts.

"I'll be a long time, Chalky," Mac kept it up. "Get your supplies loaded. We don't eat between stops tomorrow."

Mac or no Mac, Chalky simply had to get the old conversation back. "Sure I'll be writing to her." He almost yelled it. "Don't let this big bozo make you think I don't know how to write. Only need your address." He was fumbling in a pocket for paper and pencil. Then he turned to clinch the deal.

Ann was gone.

Chalky looked all over the place. No sign. He called on Mary for help. She scoured the kitchen, came back shaking her head. "I guess she'll be back after a bit." She and Mac started to dance once more.

Then, if the sergeant didn't come to the door and say the tracks were cleared, the train would be leaving in 20 minutes.

Chalky was the last one out. Some of the girls were going to the train with the boys. Ann hadn't come. She hadn't said good-by. She must have been only kidding after all. He'd been too sure she felt the way he did.

Hot dogs, hamburgers, pie and doughnuts all made a lump inside of him as he followed along behind. How could a fellow step fast? It was hard to go forward when—yes—he couldn't help it—his eyes kept slanting back up the road to the hall. The wind was really going good now, hurling papers into the air and settling them down among the cinders. It would be sort of hard to see—she just might—

* * *

Not until the conductor was calling the last, "All aboard," and started to put the step inside could Chalky make himself get on. How Mac could razz him. And he couldn't pretend it was all dribble now.

While he was swinging up he saw—yes! It was Ann! Running around the side of the station! She was all out of breath as she puffed, "I—I—didn't think you'd go so soon. Just went to get—here—I heard Mac say that—" The train was starting.

A quick grab gathered in the bundle she was handing up to him.

"Good-by, good-by," she waved. "I'll be looking up a dancing teacher for us."

"Good-by, and don't forget to write," he called back. And then she was only a blur. But she'd brought him something. Maybe candy, or lunch. Mac had said they wouldn't be eating. She did like him, she hadn't been kidding. His start into the car was on air. He was happy. It was the first time he could ever remember being so happy. He felt like he could reach out and circle the whole world in his arms.

Then Chalky stopped short. The world fell at his feet. He still didn't have her address, only knew her name was Ann. And that meant—no letters. No letters. And him going off goodness knows where. When would he ever be able to come back, look her up? She'd forget all about him before that time. Chalky put the package hard against his stomach to press out the tight knot that started there and came clear up into his throat.

Through the door he could see Mac busy with his address book. Probably adding three or four more names. But him, Chalky, he had been too slow, too dumb—as usual. He'd found the one

girl in the world. They could talk, and laugh, and fight things out together. And now she'd be only another dream girl.

It wasn't in him to open the package. He never wanted to see food again. He never wanted to see anyone again. Mac would ferret out the whole story. Then they'd all start in on him. He simply couldn't bear to be teased about this. Chalky flopped down on the seat in the entry, as close to the wall as he could get so as not to be seen.

Yes, you too! You ran and hid to keep from taking it on the chin, he heard again along with the memory of a quick smile, a little tooth that twinkled at him. There was a stir in the deadness within him. Chalky knew now that Ann would always be something more than a dream girl.

He stood up, hesitated only a moment, then squared his shoulders and marched into the car, took his seat by Mac. "More addresses, I see," he said. "Well, as for me, I work for the concrete evidence." Then he raised his voice, "Anyone miss out on eats?"

During the stampede he opened up the package. There were two boxes, one candy, and the other—stationery. On top an envelope addressed to Ann McGarrity. And stamped.

Chalky held out the candy to the boys with one hand and pressed fingers of the other hard into his eyes.

"Those darn cinders," he said.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

DEAR READER:—Well, here we are together again in 1946, after having made those promising and inspiring New Year's resolutions. Even though someone once said something to the effect that resolutions pave the highway that leads away from Heaven, let us not forget that every resolution is the private property of the one who makes it. If we have a will let us use it, and let us, too, beat the devil at his own game, for only in this way can we do any good to ourselves and be helpful to others in this anesthetised world.

I hope that none of you had to be rushed to the operating room during the recent celebrations with a walnut stuck in your appendix. What a thought! No kidding, I have heard this tale only once, thank goodness. That must have been a mount Vesuvius when it burst open. And still, the little lady claimed that it was a walnut the doctor shovelled out of her apendix,—and miracle of miracles, she lived to tell the tale. I have heard other tall ones from this same little lady so that I sometimes wonder if little people really have a good chance of survival in this age of the fittest.

There are little people and big ones, thin ones and fat ones, and I hear you add "rich and poor ones". Certainly! And do you know what makes them so? Do you know why we in Canada are getting taller and taller every year, and why the pigmies in Africa are getting littler and littler? Poor little beggars! Why are some people fat and require six sturdy chairs to support their weight,—as we see them in circuses, not often thank the Lord! —and others as skinny as a toothpick? Why do some people eat as little as a church-mouse and still remain and become fat, and others, who could crawl through the proverbial eye of a needle, eat and eat and never get full? Well, you heard me mention the word hormones in one of last year's articles. Hormones!—make sure that you remember this word, so that you will not be inclined to use the familiar survival - of - the-fittest expression when someone asks you how come that you weigh 200 while he only a mere 98. You need not be so smart, either, because you outweigh the rest of your neighbours. In fact, if such is the case, it is time that you get a basal metabolism test done,—I'll explain this expression as I go on.

For simplicity's sake let us compare the human body to a stove. You throw in a piece of wood or a chunk of coal. Why? To get heat, of course. Perhaps you are cold, or you might want to fry a juicy steak,—you still need heat to do either the one or the other. Why do we eat? For the same reason, to be sure. Our body needs heat to keep alive. It needs heat to activate the chemical reactions that are constantly going on within us. Without heat we die, and in a hurry. Remember your Hormones! If we accurately weigh the stick of wood we throw into the stove and measure the amount of heat given off while this stick burns, we are actually measuring the metabolism. The same thing happens when we burn a definite amount of fat, protein or sugar in a specially constructed stove like the human body,—we can measure very accurately the amount of heat given off in calories. This process of breaking down the food in our bodies and the giving off of heat is called metabolism. This, too, explains why, when you are trying to concentrate on a little slam at a bridge party, your neighbour invariably remarks that she is consuming only so and so many calories per day to keep her girlish figure. Why? Well, to my mind she is trying to impress you with her knowledge of current events, and if you happen

to be well versed in calories, look out for the pumping she will give you. I repeat, as I repeated before, that a little knowledge is far worse than none at all. So then, to keep alive we must eat a definite amount of calories which, in other words, simply means that we must consume a very definite amount of food daily in order to exist at all. If we work or play, or are engaged in strenuous exercise, our food intake must increase proportionately. In the human body, when perfectly at rest after a 12-hour fast, we can determine accurately the amount of food required to keep our body alive, or to keep body and soul together. We measure the amount of air he breathes, or the amount of pure oxygen we give him to breathe, measure the amount of carbon-dioxide (a waste product in the metabolism of the body) that is given off. Simple, isn't it? This gives us what medical science calls basal metabolism. After what I have said, don't pride yourself that you know all about basal metabolism, calories, and the minimum requirement of food. Stick to bridge, it is much simpler.

Are you ready for the 64-dollar question? What gland is the regulator of our body heat? Did you guess right? It is the thyroid gland, situated in the neck just below the thing we call Adam's apple (larynx to your bridge partner). I have never been able to find out why the larynx is called Adam's apple. Do you know? Adam must have had the same anatomical structure. (I hear the evolutionists snicker. Go ahead and snicker, fellows, without a larynx you would not even be able to speak that much. So there!) The thyroid gland is the culprit when the surgeon sticks a knife into your throat to remove a goitre. It may be big, or it may be little,—I mean the goitre. It is really an iodine factory. We get the iodine through our food; the thyroid gland re-converts it into another chemical (thyroxine), which in turn regulates our body metabolism. If we get little or no iodine the thyroid acts as a damper to our body metabolism, like a Wartime Prices and Trade Board because of shortage of materials. The gland will slowly but surely become larger. It automatically manufactures more thyroid tissue to make the required thyroxine. If one stove is not enough to heat our house we install two or more, don't we? (This is a good point for the evolutionists. They believe, among other things, that, if a mouse sits on a tree long enough to make up its mind that it would like to get to the next tree, nature will slowly but surely, over centuries, fit it with a pair of wings,—a bat to be sure. And yet, they have no idea what makes a mouse tick, much less whether a mouse is capable of making a wish at all. All they have is a theory. If they believed more in God and less in evolution, perhaps they themselves would become more capable of formulating an opinion.)

If the thyroid gland gets too much iodine, the process is reversed. It goes into mass production, increasing our metabolism. But to do this it must also expand, and enlarge the factory. Too much thyroxine in the body is the easiest way to become skinny and nearer to the grave. A thyroid gland that becomes overly active is what we call a toxic goitre and one that every experienced surgeon likes to tackle, since the removal of a goitre (thyroidectomy) such as this gives very good results, provided the surgeon knows his business. Mind you, some toxic goitres will recur regardless of the surgeon's skill. So don't blame him if your goitre re-appears two and even three times after you had it out. Blame your thyroid gland.

If, therefore, our metabolism is decreased we tend to get fat, because the food that we eat is not burned up as it should be. There isn't enough thyroxine there to do it. If it becomes over-active, we tend to lose weight regardless of the amount of food we may devour. To remove an under-active thyroid is a serious mistake not only because it would require needless substitution of drug-store thyroxine. It would be very much like the person who removes the one stove in his house when he should have put another one or two into it in order to keep warm. So far the tendency has always been to remove toxic goitres where possible. Recent discoveries might make it possible to cure these without operation. We will wait and see.

Now, please, don't go to the drug-store to buy iodine or thyroxine for your excessive fat. Doctor Brady would, of course, advise the iodine ration, but you know what I think of Doctor Brady. It is one thing to be sick from want of a certain type of medicine and altogether a different thing to become sick from too much of it. No, Dear Reader, let your doctor decide what you are to take and how much of it. This, I think, is the essence of good sense. Iodine has its place in old-fashioned and modern medical science, but the doctor still is the one who is best qualified to know about its good qualities and its dangers.

We shall talk more about fatness and skinniness, tallness and littleness, in the next articles. Watch for these so that you will know what answers to give your over-anxious and over-stuffed-with-knowledge bridge partner. So long!

Owing to shortage of space the Question Box questions and answers will not appear in this issue. They will be printed in the March number.

Have you heard these?

A film star met a producer on a Hollywood boulevard.

"How's business?" asked the star.

"Why," cried the producer, "it's stupendous, it's colossal, it's dynamic, it's unprecedented.... it'll be better next week."

* * *

The following essay on "Cats" was turned in by a 10-year-old pupil:

"Cats and people are funny animals. Cats have four paws but only one ma. People have forefathers and only one mother.

"When a cat smells a rat, he gets excited: so do people.

"Cats carry tails and a lot of people carry tales, too.

"All cats have fur coats. Some people have fur coats and the ones who don't have fur coats say catty things about the ones who do have them."

* * *

A farmer and a professor were sitting next to each other on a train. The farmer started a conversation and they soon became friendly.

"Let's have a game of riddles to pass the time," said the professor. "If I have a riddle you can't guess, you give me half a dollar, or vice versa."

"All right," replied the farmer, "but as you are better educated than I am do you mind if I only give a quarter?"

"Right," replied the professor. "You go first."

"Well, what animal has three legs walking and two legs flying?"

"I don't know. Here's your 50 cents. What's the answer?"

"I don't know either. Here's your quarter," answered the farmer.

Visitor: "I can't tell you how delighted I am, Mrs. Giles. My son Reggie has won a scholarship."

Farmer's Wife: "I can understand your feelings, ma'am. I felt just the same when our pig won a medal at the agricultural show."

* * *

"Was it a bad accident?"

"Well, I was knocked speechless and my bike was knocked spokeless."

* * *

"Name the four Evangelists," said the Sunday-school Teacher to little Willie.

"The four Evangelists are these three, Peter and Paul."

* * *

A man eating dinner in a hash joint found that he could not possibly cut his steak, no matter how he jabbed at it. He said to the waiter at last, "You'll have to take this steak back and get me another piece. I can't even begin to cut it."

"Sorry, sir," replied the waiter, examining the steak closely, "I can't take this back now. You've bent it."

* * *

Father: "Now, my son, tell me why I punished you?"

Son: "That's it! First you pound the life out of me, and now you don't know why you did it!"

* * *

Movie Director, discovering dummy:

"My goodness! Who was it we threw over the cliff?"

* * *

"Have your bees done well this year, John?"

"Well, they haven't given much honey but they've stung my mother-in-law twice."

"Dogs are faithful creatures."

"Yes, I once had a bulldog so attached to me that they had to pry him off my leg with a crowbar."



"Wir beten"

Das neue katholische, deutsche Gebetbuch von H. Krawitz O.M.J. Schöner grosser Druck. Preis: $1.50

— — — Bestellzettel — — —

Senden Sie mir bitte ...... Buch .... Bücher "Wir beten."

Name ....

Adresse ....

Einliegend $ ....

— Februar ist der Pressemonat —

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,592.30
Mrs. Wickenheiser, Masefield, Sask.	25.00
Mr. Wendelin Boser, Reward, Sask.	2.00
Mrs. M. Kosolofski, Humboldt, Sask.	.40
Mrs. D. Stocker, Regina, Sask.	1.00
Mrs. G. L. Menzies, Regina, Sask.	1.00
A Friend, Bluesky, Alta.	2.00
Rev. Fr. A. Zimmermann, Balgonie, Sask.	5.00
Mr. John Hertz, Mendham, Sask.	5.00
Total to Date	$1,633.70

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....